

# VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung

Nr. 40.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 17. Oktober 1892.

Vierteljährlich  
2½ Mark = 1½ fl. ö. W.

38. Jahrg.

## Selbst!

Erzählung von E. Vely.

(Fortsetzung von S. 371.)

Nachdruck verboten.

„Ach, lauter Zuckerblumen!“ rief das kleine Vindchen, welches auf einen Stuhl geflettert war, tippelte mit den spitzen Fingerchen an die Fensterscheiben und schrak zurück, als es dort so kalt war.

„Dumme Vindchen, es hat ja doch gefroren!“ sagte der kleine Schulmeister, „nun ist der Winter da, und man brennt Holz und Kohlen! Und das ist teuer — Mutter weiß es!“

Die Mutter stand neben dem Herrn Inspektor. Er hatte ihr die Ehre angethan, selber in ihr Witwenstübchen zu kommen und ihr anzukündigen, daß sie bis auf weiteres für ihre Kinder ein Gnadengeld bekomme — er hatte eine Schrift darüber.

Sie hatte sich kein eigentliches Trauerkleid anschaffen können, der dunkelgraue Winterrock und eine schwarze Schürze und ein gleicher Wolltragen mußte es thun. Vindchens blondes Köpfchen war mit einem schwarzen Bändchen durchflochten, und der Junge hatte ein schwarzes Halstuch, das knüpfte er unaufhörlich auf und zu, er war stolz darauf, damit den Vater betrauern zu dürfen.

„Vindchen und die Zwillinge, ach, die sind noch zu dumm,“ sagte der kleine Schulmeister.

„Ach, Herr Inspektor, wie soll ich Ihnen das nur jemals danken?“ sagte die Frau mit weicher Stimme.

„Lassen Sie nur — wer selber Familienvater ist...“

„Ihnen haben wir es ja auch zu danken, daß wir nicht gleich hinaus gemußt haben auf die Landstraße.“ Sie nickte eifrig dazu. Sie wußte wohl, er hätte es durchsetzen können, daß statt des ledigen provisorischen Stellvertreters, der hier auf die Wohnung gar keinen Anspruch machte, gleich ein verheirateter Mann gekommen wäre.

„Lassen Sie doch.“ Er räusperte sich. „Was man hat thun können, aber —“

Sie wuschte mit der Hand über die Tischkante. Es war ihr in diesem Augenblicke peinlich, daß sie vor dem gutmüthigen, grauhairigen Manne ein Geheimnis auf dem Herzen hatte. Sozusagen ein Dienstgeheimnis. Sie hatte nach Vindchens Tode all ihre Schulmeisterstochter-Weisheit hervorgeholt und sich hingesezt, an diesen selben Tisch, um ein Gesuch an die Eisenbahndirektion abzufassen.

Sie hatte darin als „ganz ergebenst unterfertigte Bahnwärterswitwe Vindchen Matthies“ um die Vergünstigung gebeten, auf den Posten ihres Mannes gesetzt zu werden. Denn „warum

sollte eine Frau hier zu Lande nicht können, was die Frauen in Baden und Oesterreich konnten, den Dienst so pflichtgetreu wie ein Mann versehen?“ Und sie traue es sich schon zu, und man möge nur den Versuch machen, sie wolle recht schaffen auf dem Posten sein.

Sie war nach Möglichkeit breit gewesen, um zu überzeugen; daß sie schon zu Lebzeiten ihres Mannes sein Stellvertreter gewesen, sagte sie nicht, aber sie berief sich auf den Herrn Inspektor, der könne ihr ein Zeugnis geben.

„Nun bleibt es nicht mehr beim Alten, Frau Matthies!“ sagte der nach kurzer Pause. Sie sah ihn überrascht an.

„Wie meinen Sie das, Herr Inspektor?“

„Die Ernennung für Nr. 18 ist da.“ „Ist da,“ sprach sie nach und sah, wie er nach der Tasche faßte, in der noch ein Papier knisterte. Er zog es hervor. „Das geht Sie an!“

„Wich?“ Sie faßte danach und war wie im Schwindel. Wenn es drin stand, daß Nr. 18 von der Witwe Matthies —

„Ach, sagen Sie es mir!“ bat sie dann flüsternd, „mir tanzt alles so vor den Augen. Das Nähmaschinennähen — und dann das Weinen, das ist auch nicht gut gewesen!“ Aber nun, wenn ihr Herzenswunsch erfüllt wird, wenn sie das Dach über dem Kopfe behält für ihre Kleinen und sich, dann soll gewiß keine Thräne mehr aus ihren Augen kommen, dann soll alles eine Dankesempfindung sein!

„Sie haben sich an die Direktion gewendet,“ fing der Inspektor langsam an, „wenn Sie mich damals im Auskunft gefragt hätten, so hätte ich Ihnen gleich gesagt —“

„Herr Inspektor —“ wie eine Ahnung überkam es sie, daß diesem Anfang kein hoffnungsvolles Ende folgen kann.

„Daß das nicht thöricht wäre; wir haben männliche Arbeitskräfte genug, es müßte ein Gesetz dafür gemacht werden.“

Sie schüttelte den blonden Kopf und preßte das energische Kinn auf die Brust.

„Und somit hätte ich Ihnen die Ablehnung Ihres Gesuches zu übergeben.“

Er hielt ihr die Schrift zum zweitenmale hin, aber jetzt streckte sie nicht wieder die Hand danach aus, sondern ließ es geschehen, daß er das Papier auf den Tisch legte.

„Herr Inspektor, Sie wußten es ja doch wohl — es war Ihnen sicher überbracht, daß — ich oft genug mit der Dienstmütze und der Fahne dagestanden habe. Es nur das Kleinste nicht nach der Ordnung gegangen? Damals?“

„Nein, Frau Matthies. Aber es sind Männer da in Ueberzahl, man darf die Konkurrenz nicht schaffen, das giebt ungefunde Verhältnisse; wir haben unsere bestimmten Gesetze, die keine Ausnahmen gestatten.“

„Ich verstehe nichts von solchen Dingen,“ sagte die blonde Frau mit ihrer hellen, klangvollen Stimme, „aber wenn es solche Gesetze giebt, die den Frauen verbieten, recht schaffen zu arbeiten wie ein Mann — ich soll meinen Kindern auch der Vater sein, muß es sein — dann sollten auch welche gemacht werden, die es verbieten, daß sie hungern wie die Späßen im Winter —“

„Gute Frau Matthies, die Frau kann auf anderen Gebieten —“ Sein Blick glitt nach der Nähmaschine.

„Ja,“ sagte sie, wenn da nicht auch bei uns die Konkurrenz wäre, und dann macht es so elend und wird so schlecht bezahlt —“ Ihr Auge streifte die Wände



Theater- und Konzerttoiletten.

(Beschreibung S. 396.)

„Und hier hatten wir einen Unterfchlupf, und die Kartoffeln wuchsen uns draußen zu und die Rüben —“ Sie preßte, wie um mehr zu unterdrücken, die Zähne in die Lippen.

Der Mann sah traurig zu ihr hinüber. Er hatte einen wohlwollenden Sinn, und dieser Frau mußte er immer unangenehme Nachrichten bringen.

„In acht Tagen kommt der neue Bahnwärter, ein Familienvater aus Oserode.“

Mit einem Satz war Lina bei ihren Kindern, zog sie vom Fenster her und drückte sie an sich.

„Kinder, in acht Tagen, da stehen wir draußen auf dem Schnee — Kinder, ach Kinder!“

„Aber, gute Frau, so schlimm ist es ja nicht. Sie haben die kleine Summe für die Not, und Sie haben gewiß Verwandte und Freunde?“

„Nein!“ Wollte sie auch nicht!

„Hm!“

„Ich habe nur diese zwei gefunden Arme und vier hungerrige Mäuler!“ Dann richtete sie sich auf. „Aber — versuchen will ich's, ganz gewiß!“

„Das ist recht!“ Nun kam ein günstiger Augenblick, er gewann die Thür. „Nur den Kopf oben behalten und den Mut — und Sie sind ja auch noch jung, Frau Matthies! Im Leben kommt es oft wunderbar! Ich wünsche Ihnen das Beste!“

Er war so eilig draußen, daß sie ihm kaum das Geleit geben konnte. Von der Haustür her rief er: „Um das Gnadengeld muß jedes Jahr eine neue Eingabe gemacht werden, ich behalte das schon im Sinn!“

Und dann war er fort. Sie begriff seine Eile wohl, ihm war bange gewesen, daß sie noch lauter klagen würde, er meinte auch gewiß, die Thränen säßen ihr so los.

„Ach nein!“ Und sie streichelte die beiden Blondköpfe und nickte nach der Thür hin, hinter welcher die Zwillinge waren. „Ich muß ja nun doppelt tapfer sein, wo ihr keinen Ernährer und keinen Beschützer mehr habt!“ Denn jetzt war der Fritz wieder nur vor ihren Augen, in den sie sich verliebt hatte, der aus dem letzten Jahr, aus den letzten Tagen war ganz aus ihrem Gedächtnis geschwunden — der Tod hatte seine verklärende Wirkung geübt, ohne daß sie sich dessen bewußt war.

„Mein Junge, mein Heinrich, wenn ich einen ordentlichen Mann aus dir mache, wird dein Vater seine Freude an dir im Himmel haben!“

„Und Großvater auch,“ sagte der Kleine und hob erinnernd seinen Zeigefinger.

Sie blickte sich in dem Raume um und prüfte die Sachen. „Nur noch acht Tage, und sie stehen draußen!“

Dann setzte sie sich, schob die Kinder von sich und stützte den Kopf zum Nachdenken. Einen Ausweg mußte sie finden, sobald als möglich. „Verwandte!“ hatte der Herr Inspektor gesagt, sie wußte nur ganz entfernte. „Freunde?“ Nun, da waren genug Menschen in den ersten Tagen nach dem Unglück gekommen und hatten sich so genannt und hatten ihr die Hände gereicht und allerlei dazu gesagt von Gottes Willen und Gottvertrauen, und welche hatten sie auch neugierig angeguckt, als wollten sie sehen, wie sie sich habe in ihrem Kummer. „Nun, Gott wird schon helfen!“ Aber keine Frage war an sie gestellt, ob sie denn auch Brot habe für sich und ihre vier Kleinen, und was sie denn in Zukunft zu thun gedenke. Und als dieser erste Aufsturm vorüber gewesen, war niemand mehr in das Bahnhofsgebäude gekommen — vorrichtige Leute! Sie hätte am Ende doch wohl einen Wunsch, eine Bitte haben können!

Plötzlich machte sie eine Bewegung. Daß sie nicht unwahr war! Eine war doch dagewesen, die alte Luise Degener an ihrem Stocke, die einstige berühmteste und gesuchteste Kleidermacherin Wilrodes. Bei der war sie in der Schneiderfunde gewesen. Seit die Maschinen aber überall klapperten, war Luises Kunst und Kundschaft zurückgegangen; sie richtete sich nicht nach den Modezeitungen, sie hielt den alten Schnitt für den einzig richtigen, und das Maschinennähen wollte sie auf ihre alten Tage auch nicht mehr lernen. Nur die betagtesten Damen Wilrodes, die auch nichts mehr mit Neuerungen im Sinn hatten, waren ihr treu geblieben.

Sie hatte ein kleines Haus am Ende des Ortes, in dem lebte sie allein. Mit ihrem Krückstock hatte sie da in der Mitte des Zimmers gestanden und gesagt: „Lina, wenn du raus mußt, nehme ich dich auf. Mir ist es nun nachgerade graulich allein, und Mieter kriegen ich nicht mehr wie früher, die Leute haben nichts wie Neumodisches im Sinn, wollen Stuben mit Tapeten haben und keine Balken überm Kopfe. Kannst bei mir einziehen, viel nehme ich nicht dafür, und dann nähern wir miteinander. Du bist ja für die Schurnale, in die sie so viel verrücktes Zeug hineinmalen, wie es gar kein Christenmensch sich auf den Leib hängen kann, und für das Maschinengetrampel, da geht es am Ende zusammen.“

Sie hatte zugehört und gesagt: „Will sehn, Degeners Tante, will sehn.“

Sie war ja so hoffnungsfroh gewesen, daß sie die Bahnwärterstelle Nr. 18 bekommen würde.

Ja, die alte Luise Degener war die einzige.

Lina Matthies rieb ihre Finger. Es war ganz unverantwortlich, daß sie so still dort saß, so unthätig, sie, die Mammearbeit und Sorge hatte! Aber, das Denken über die Zukunft war eine nötige Sache!

Und dann sagte sie laut: „Es ließe sich fürs erste probieren, Degeners Tante. Und wenn ich dann noch was Extra's thäte — hm, hierher kommt das Gemüse spät und schlecht — wenn ich zum Markt nach Hauslingen führe und daher das Exsurter Neue vom Jahr brächte, so'n kleiner Grüntram, wie sie in der Stadt sagen, der könnte hier einträglich sein.“

Rasch entschlossen stand sie auf und faßte nach dem dicken Tuch, das am Haken hing.

„Heinrich und Lina, wenn die Kleinen schreien — da, unter die Kaffeemütze stelle ich die beiden Milchflaschen.“

Sie trank selber ihren Kaffee jetzt schwarz, sie mochte den Kindern nichts entziehen. „Ich komme bald wieder! Seid artig! Die Engelchen sehn draußen!“

Aber ehe sie die Thür erreicht hatte, wurde geklopft.

„Herein!“ Das war ein ereignisreicher Tag, erst der Inspektor, nun — Beter Anton!

„Guten Tag auch!“

„Guten Tag!“ Sie hatte einen Stich im Herzen, an dem

Abend war er dagewesen, der für Fritz der letzte war. „Das ist recht,“ sagte sie aber doch, „daß du mal nach uns siehst!“

„Sind doch Verwandte!“

Ja so — und vorhin hatte sie ihn verleugnet, vergessen gehabt.

Er zog mit Umständlichkeit seinen dicken Winterüberzieher aus. „Is schwer und hat auch schweres Geld gekostet. Aber, wenn man vom Besten nimmt, hält's auch was aus.“

Sie nickte zustimmend. Er kam ihr recht störend in ihre neuen Pläne hinein.

Mit Behäbigkeit setzte er sich hin, und sie legte ihr Tuch auf die Sofalehne.

„Na, wie steht es denn hier?“ fragte Anton Fischbach, und seine Blicke hatten genau das Musternde wie damals.

„Wie's kann, nach dem, was passiert ist!“ sagte die blonde Frau mit einem Seufzer.

„Ja, ja!“ Er legte sich weit zurück und begann sein gewohntes Spiel mit der dicken, goldenen Uhrkette.

„Sie haben dich ja noch hier gelassen, war ordentlich, davon is nichts zu sagen.“

Sie senkte den Kopf. Das war nun auch vorbei, in acht Tagen stand sie mit ihren Waisen vor der Thür. Aber, sie bat Anton ein Unrecht ab, er war besser als die anderen Leute und hatte es doch gar nicht nötig, denn ihn hatte sie mehr gekränkt, als jemals einen andern Menschen. Erst jetzt fühlte sie das! Sie sah ihren schlanken Fritz mit den dunklen Augen und dem fecken Bärtchen wie leidhaftig neben ihm stehen und meinte ihn sagen zu hören: „Courage muß der Mensch haben!“ Die, ein Mädchenherz sich zu erobern, die hatte er freilich vor allen Dingen gehabt.

„Na, weißt du, Lina, der is dir auch noch zur rechten Zeit gestorben — der! 'S is dir ja bekannt, daß ich nichts für ihn übrig gehabt habe.“

Die blonde Frau richtete sich auf und öffnete und schloß mit einer krampfhaften Bewegung die Hand. „Sage nichts auf ihn, ich traure recht schaffern um ihn!“

„Hm! Ja!“ Und ein Gähnen und eine Pause. „Freilich, aber da sind viele Leute, die denken wie ich und sagen es auch!“

„Die Leute!“ wiederholte sie in einem verächtlichen Tone und sah dann ins Leere.

„Ne höll'sche Kälte, und macht müde,“ meinte Fischbach, die Füße faul von sich streckend. „Mein Schlitten steht im Kronprinzen. Auch neu! Halb Wilrode ist auf den Beinen gewesen, wie ich durch die lange StraÙe gefahren bin. Im ganzen Nest hier giebt's auch keinen solchen.“

Sie stand langsam auf. „Ich will dir gern einen heißen Kaffee machen.“ Bohnen hatte sie wohl noch genug, rechnete sie nach, wenn er auch nicht so stark werden würde, wie der großartige Herr Beter gewohnt war; aber nur schwarzes Brot im Hause, nicht eine Messerspitze voll Butter.

„Nee, nee, ich mußte doch im Gasthause was verzehren. Unserer, nach dem sieht jeder. Ja, die Leute merken es sich, wenn wer was ausgeben kann und sich nicht lumpen läßt.“

„Ich hätte es gern gethan,“ sagte die junge Witwe bescheiden.

Er nickte ihr vertraulich zu. „Na warte man, kannst mir noch mehr als einen Kaffee kochen!“ Dann trat er vor den Spiegel und zog seine Krawatte zurecht; auf der saß eine große, goldene Nadel in Hufeisenform. Lina mußte denken, daß sie für solch ein Ding wochenlang hätte Brot für ihre Kinder haben können.

Er stemmte beide Arme in die Seiten und bog den Oberkörper hin und her. „Was wird denn nun eigentlich?“ fragte er. „Ewig kannst du doch hier nicht bleiben. Mit der Gutheit langt es bei Behörden und Direktionen nicht weit, wenn sie auch mal Rücksicht genommen haben auf 'ne nette, kleine Frau, die ins Unglück geraten is! Wie willst du es denn machen, Cousinchen, wohin willst du denn eigentlich?“

Sie strich über die Augen, die langen Wimpern gaben ihnen etwas Trübsinniges.

„Wohin — ach ja!“ flüsterte sie. „Ich weiß noch nicht, ich überlege es erst.“

Ganz dicht trat er vor sie hin, sie konnte die Pomade riechen, mit der er seine Haare niedergestrichen hatte und seinen Atem spüren.

„Brauchst nicht lange zu überlegen, ich mache dir 'nen Vorschlag,“ sagte Anton Fischbach, „und der soll dir schon gefallen.“

„So?“ Sie sprach es müde.

„Nee, paß mal auf — oder willst du raten?“

„Ach, Anton, das vergeht einem im Kummer, mein Kopf is so schwer,“ klagte sie halblaut.

„So will ich damit rausrücken,“ rief er mit seiner knarrenden Stimme, die ihr von jeher unangenehm gewesen war, und liebte dabei sein glattrasiertes Kinn und zeigte, den Mund weit aufreißend, seine Zahnlücken. „Kommst mit mir!“

„Anton —“

„Mein Haus is da und is leer genug, und ich habe nu sechs Jahre schon gedacht, wie du so gut rein paßtest. Kannst dich drin rühren und brauchst doch nicht zu viel zu thun. Um die Arbeit is es mir ja nich.“

Er war ganz rot, seine Augen veränderten sich sonderbar, und seine Nähe beklemmte sie.

„Na — nun sag auch was!“ stieß er hervor, als sie ein Weilschen stumm dageessen.

„Anton...“ Ihr Heinrich, ihr Lina und die beiden Blondköpfe hinter der Thür in dem großen Hause und dem gewaltigen Garten und auf den vielen Feldern — ja, das könnte ein Fauchzen sein, eine Luft, und gesund, gesunder als in der kleinen Stube von Degeners-Tante, wo die Nähmaschine rasselte und im Kochofen die Erbsensuppe brodelte! Dann that sie einen tiefen Atemzug.

„Anton, jetzt mußt du mir das noch nicht sagen, jetzt noch nicht, wo Fritz erst so kurze Zeit von seinen Kindern und mir fortgenommen is! Sieh, ich habe mir's zum Gesetz gemacht, ich will überall zuerst an die Kinder und zuletzt an mich denken — heute aber mußt du mich noch nicht vor so was stellen, ich kann noch gar nicht klar denken.“ Sie war wie erschöpft und sah ihn hilflos an.

Er lachte und änderte seine Stellung nicht.

„Na, das wird sich geben, so was giebt sich zuletzt. Bist

'ne junge, hübsche Frau immer noch, und die weinen sich die Augen nich aus dem Kopf. Un wenn du nich gleich kommen willst und sie dich hier ruhig noch sitzen lassen, kann's mir auch recht sein. Nur ausmachen woll'n wir's jetzt miteinander! Kommt dir ja auch 'n Stein von der Seele, daß du weißt, wohin du kannst mit dem Häufchen da — du siehst, ich bin der alte, gutmütige Kerl, der ich nu mal immer gewesen bin, geblieben! Abgemacht!“ Er legte ihr die Hand mit zärtlichem Druck auf die Schulter und zwinkerte ihr zu.

Es war, als wenn ihr eine kalte Faust in das Genick faßte. Den Mann da hatte sie abgewiesen um des Fritz willen; seine Stimme, seine Gestalt, sein großherziges Wesen war ihr zuwider damals — und heute, heute noch. Aber wie hatte der Inspektor gesagt: es könne sich leicht alles ändern — hatte er so was gemeint? Sie fühlte nach dem Ring, den sie von Fritzens erstarrender Hand gezogen und neben ihren Trauring gesteckt hatte — Hunger war ein schreckliches Wort, und sie hatte in diesen Tagen immer gemeint, es raune ihr's jemand in die Ohren. Und frieren würden sie auch gewiß müssen, die Kleinsten und die Größeren, und wenn sie den kühnsten Wunsch ihres Herzens nicht wahrmachen könnte, daß aus dem Heinrich ein gelehrter Mann würde, wie der Großvater? Und wenn sie der Tod einmal schnell abforderte und die Kinder ständen ganz verwaist da? Es ging alles rund mit ihr. „Fritz, ach Fritz, warum bist du fort?“ flüsterte sie mit zuckenden Lippen.

„Wenn's dir hier zu einsam wird, packst du auf und kommst, brauchst nur'n Boten herüber zu schicken, dann soll ein Leiterwagen für deine sieben Sachen kommen! Auf eine Fuhre gehen sie ja, deine Habseligkeiten; das is kein Hals ab —“

„Ich — soll — so — kommen?“ Sie verstand ihn nicht recht mehr.

„Den ersten, besten Tag, wo's dir einfällt, wo du sagst: Beter Anton is doch'n guter alter Knabe.“ Er fuhr mit zwei Fingern über ihre Wangen und faßte dann nach ihrem Kinn. „Und wirst sehen, wie gut sich das anläßt — bist sein raus und kannst in dem großen Wesen wirtschaften und dich haben wie 'ne Hausfrau davon —“

„Wie?“ Sie war sprachlos und schüttelte seine Hand ab. „Sag's noch mal, Anton Fischbach, ich bin ein bißchen schwer von Begriff geworden in dieser Zeit.“

Er lachte. „Na, das ist doch nicht Chaldäisch, was ich vorgebracht habe? Bist meine leibliche Cousine und arm wie 'ne Kirchenmaus, und ich bin reich, du kommst einfach in mein Haus und bist da!“ Er lachte noch vertraulicher. „Wie wir uns dann miteinander stellen, das geht keinen was an, danach hat keiner zu fragen.“

Ihre Arme sanken schlaff herunter, sie rückte mit dem Stuhl weiter ab, weil sie nicht die Kraft hatte, ihn fortzustoßen.

„Anton — Anton — daß du mir das anthust! Noch neulich — da hast du anders gesprochen, da that es dir leid —“ „Daß wir nicht vor sechs Jahren zusammengekommen sind — freilich, das is auch schade,“ gab er zu.

„Und heute?“ Ihre Augen belamen plötzlich Leben, ein unheimliches Funkeln war drin.

„Ja, freilich — aber da sind die vier! Sieh mal, wenn die nicht wären! Aber, das is doch keine angenehme Zugabe für 'nen Mann wie mich! Einem andern seine vier Kinder — und noch dazu solch einem —“

„Halt!“ Sie sprang auf und schob ihn plötzlich bis in die Mitte des Zimmers. „Sag gar kein Wort weiter — um des Himmelswillens nicht!“

„Na — aber — was fällt denn dir ein?“ leuchte der erstaunte Mann.

„Der Fritz is nicht mehr da!“ rief Lina, „wenn der gewußt hätte, welch ein elender Geselle du bist! O, Fritz, Fritz! Dagelegen ist er mit der Angst in den Nieren, jedes Haar gestäubt! Ich kann es nie, nie vergessen — und nur einen Augenblick habe ich denken können —“ Sie schüttelte sich wie im Absehn. „Schandbube, der du bist, kommst hierher und thust seiner Frau solchen Schimpf an!“ Ein wilder Laut entfuhr ihr. „Geh — ich bin ein armes, verlassenes Weib mit einem Häufchen Waisen, aber wer mir meine Ehrbarkeit antastet will, sieh, gegen den wehre ich mich — und bis auf —“ Ihre Augen irrten nach dem Tischkasten, in welchem die Messer lagen. Sie sprach das Wort nicht aus, aber er verstand sie.

Mit dem Thürgriff in der Hand sagte er: „Is auch gut! Is mir auch recht! Hab's, wie du willst, is aus, was du dir einbrockst, die ganze Armutssuppe! Kommt wohl noch'n Tag, wo du dran denkst, wie dumm du gewesen bist, als der Anton — aber das laß dir gesagt sein, dann bin ich auch nich zu finden, gewiß nich. Fürs Abetteln und Anpumpen hat der schwere Fischbach nichts über, das kannst du auf der Landstraße hören, wenn du fragen willst!“

„Geh — so geh doch!“ rief Lina, und dann sprang sie zu ihren Kindern hin und nahm ihre kleinen Hände fest in die ihrigen. „Haltet eure Mütter, Kinder, haltet sie recht fest — so, so!“

Ueber Antons breites Gesicht flog ein Grinsen.

„Habe dich man nich so, Schulmeisters Lina, mit 'nem Frauenzimmer wird unsereins ja wohl noch fertig: wenn's fragen will, bindet man ihm die Finger fest, und wenn's beißt, hält man ihm den Mund zu.“

„Wag's nicht mir nahe zu kommen!“

„Ach nein, gewiß nicht! Bin ja auch nicht dein Geschmack, hast es früher gesagt — aber wenn man mal Mitleid hat! Sie wissen nicht genug davon zu sagen, die Leute, in welcher Schwulst du säßest. Vorhin im Kronprinzen habe ich es hören müssen, daß der Herr Gemahl auch noch'n Häufchen Kreditfrische in den Wirtschaften hinterlassen hat. Sollst großartig gesagt haben, die übernähmest du auch noch — 'ne nette Erbschaft! Aber wer weiß — Sand in die Augen! Hast viel leicht gute Freunde. Mein Gesicht gefällt dir nicht, aber vorhin hattest du hier 'nen Besuch, dem sein's ist wohl besser nach deinem Geschmack geraten!“

„Fest, Heinrich, fest, thu deine Arme um mich — Lina auch, gewiß, Lina auch!“ stammelte sie.

Anton Fischbach grinst höhnlich herüber.

„Na, dann abje auch und laß es dir gut gehen. Nee, streng dich nich an, mir brauchst du das nich zu wünschen, mir geht's ja so, daß die Leute grün und gelb vor Neid sind. Und das habe ich nicht gewußt, daß du eine solche Wildkaze

bist — gut, daß es zur Zeit aus Licht gekommen ist! Me schöne Buchtrute hätte ich mir da ins Haus genommen — nee, lieber nicht."

Und dann war er draußen und schlug erst die Zimmertür und dann die Haustür krachend ins Schloß. "Teufel auch," sagte er vor sich hin, "ne Forche is sie — und müre wird sie doch noch wohl mal. Der Mensch muß warten können!"

"War Dufel unartig?" fragte das Linchen und sah in das nun thränenüberströmte Gesicht der Mutter. Heinrich schüttelte mit altkluger Gebärde den Kopf. "Nicht weinen, da werden die Augen krank."

Dann klang aus dem Nebenzimmer ein krähenendes Stimmchen, darauf ein zweites.

"Ich komme, Kinder, ich komme!" schluchzte Lina auf.

"Wir haben auch Hunger!" sagte der Junge.

"Hunger, Kummer — aber eine rechtsschaffene Mutter sollen sie doch haben!" sprach Lina wie ein Gelübde vor sich hin.

\* \* \*

Drei Jahre lebten Degeners-Luise und Lina Matthies bereits zusammen in dem kleinen Hause an der Hirtenstraße. Es lag ganz einsam da, einen Steinwurf von den anderen Bauten entfernt, wie „auf der Abgunst“, aber dafür konnte man um so besser frei nach den Bergen blicken und wurde nicht leicht aufgehalten von schwachluftigen Nachbarsfrauen.

„Nicht drei Wochen bleiben die zusammen,“ hatten frühere Mieter der alten Schneiderin gesagt, auf ihre eigenen Erfahrungen gestützt, „die ist gar zu unvertäglich.“

Aber, es war anders gekommen, und wie in vergangenen Zeiten sah man die Honoratiorenfrauen auf ihren Spaziergängen in das kleine Haus eintreten, um Bestellungen zu machen. „Um freundliche Kundschaft“ hatte Lina Matthies freilich sträuflich und ab in den Häusern vornehmend gebeten, weil sie sich nun mit Fräulein Degener geschäftlich zusammengethan. Ihr blaues Gesicht und ihr bescheidenes Wesen hatten den richtigen Eindruck gemacht, und erst war man aus Neugier gekommen, einen Versuch zu wagen, und dann hatte man allerlei Vorteile dabei gefunden, mäßige Preise, Geschmeid und Pünktlichkeit. Und zweimal in der Woche ruhte die Schere, und die Maschine klapperte nicht; dann fuhr Lina nach Hauslingen und brachte das Frischeste vom Markt, das von Erfurt geschickt wurde, Dinge, die sechs Wochen später in den Wilrober Gärten reiften, und Fische und Geflügel, und da war das eine kleine Zimmer zu ebener Erde ein schmucker Grünladen, in dem die laubere Frau stink hantierte.

Zu dieser Neuerung — denn ein Grünkrämladen hatte noch nie in Wilrode existiert — schüttelten die Alten die Köpfe, aber der junge Beamtenstand, der sich vielfach aus Großstädtern rekrutierte und die behägigen Feinschmecker wußten sie zu schätzen.

Sauer hatte sie's freilich; früh auf und spät zu Bett, die Kleinen vor ihren Füßen herumlaufend, die beiden Großen ihr zur Seite mit Rechentafel und Fibel. Da war's gut, daß die Degeners-Tante manchmal noch mehr wußte als die Schulmeisterstochter; aber mit dem Lautieren konnten sie beide nicht fort, das erklärte Lina übereinstimmend mit Fräulein Luise für eine dumme Neuerung.

Es war ein Juliabend, und Lina war eben, eine große Kiepe auf dem Rücken, zwei schwere Tragkörbe an den Armen, den Weg von der Eisenbahnstation herangekehrt. Daß die so weit vom Ort war, das preßte ihr jedesmal unterwegs einige Seufzer aus. Bei Apothekers und Amtsrichters und Superintendents hatte sie bestellte Sachen bereits abgegeben, andere, die sie appetitlich auftrante auf dem weißgeschuerten Tische in ihrem Lädchen, sollten abgeholt werden, einiges, fürs Geratewohl erstanden, wurde sie sicher los, wenn die Damen morgen aus dem Kränzchen aus dem Forsthaufe kamen. Da guckte die eine und andere schon mal nach, was die Matthies mitgebracht hatte. Sie nickte — nun stach es ganz gut in die Augen; trat dann über den schmalen, eifrischgelegten Gang in die offestehende Thür der großen, gemeinsamen Arbeitsstube und rief: „Luise Tante — da bin ich mal wieder!“

„Na, endlich! Und der Kaffee steht da auf der Eckstange. Ich trinke schon noch'n Täßchen mit, wenn er auch kalt ist! Denn kalter Kaffee macht doch schön!“

Die alte Näherin lachte dabei und nahm die Hornbrille von der Nase. Sie war groß und ein wenig rundlich, ihr dunkelblondes Haar hatte noch wenig weiße Fäden, ihre graublauen Augen waren freundlich.

„Willst du denn noch immer schöner werden?“ fragte Lina und klopfte ihr auf die Achseln.

„Na, wer weiß, wozu ich's brauchen mag, Schaden kann's nicht!“

Sie setzten sich einander gegenüber, und Lina schenkte ein. Die alte Jungfer trug eine weiße Mullhaube mit einer unter dem Kinn schließenden Schleife, aus der sah ihr Gesicht mit den rot und weißen Farben gar freundlich heraus. Ueber ihrer Taille legte sich ein weißes Brusttuch kreuzweis zusammen — die in ihrer Art verschwenderische Tracht legte sie nicht ab. Ein solches Tuch hatte sie in der Jugend getragen, das Alter hatte die Haube hinzugefügt — ein Fleckchen sah man nie an ihr.

Lina trank mit Behagen.

„Danach sehnt man sich ordentlich, wenn man den ganzen Tag nichts Warmes gehabt hat,“ sagte die junge Frau. „Und er is noch heiß.“

Die andere blinzelte schlau, sie hatte ihn erst spät gemacht, absichtlich, selber so lange entbehrend.

„Wirklich, ganz heiß. Nu is es mit dem Schönwerden wieder nichts.“

„Ein andermal!“

„Ja, ja, kommt Zeit, kommt Rat!“

„Was haben denn die Kinder angefangen?“ fragte die Mutter, mit den gesunden Zähnen in das trodrene Brot beißend.

„Denen hat die Reissuppe geschmeckt, die ich gekocht habe, sie haben sie ganz ausgeessen.“

Lina lachte und nickte zufrieden. Knapp und schwer war's wohl manchmal, aber den Hunger hatte sie doch bisher immer von der Schwelle verschrecken können.

(Fortsetzung folgt.)

### Unsere Hautshaltung seit der Entdeckung Amerikas.

Nachdruck verboten.

Es hat sich in der Geschichte Amerikas mehrfach gezeigt, daß es nicht das Gold der neuen Welt gewesen ist, welches auf die alte den größten, segensreichsten und nachhaltigsten Einfluß ausgeübt hat. Die Helden der Conquista fahndeten in erster Linie nach dem kostbaren Metall und sahen in ihm den schönsten und willkommensten Tribut, den sie den Herrschern Spaniens aus den transatlantischen Kolonien darbringen konnten, aber es stellte sich bald heraus, daß andere Erzeugnisse derselben ungleich wichtiger und begehrenswerter waren. Das kalifornische Goldfieber von 1849 ergriff zwar alle Völker der Erde, und doch erwies sich wenige Jahrzehnte hinterher, daß der Reichtum jenes Dorados am Stillen Ozean nicht in dem edlen Mineral, sondern im Getreide- und im Obstbau steck.

Das größte Geschenk, das zugleich in der Volksernährung und Volkswirtschaft eine förmliche Umwälzung verursachte, hat uns Amerika in der Kartoffel gemacht, die aus den westlichen Gegenden des neuentdeckten Erdteiles, aus Chili und Peru stammt, wo sie schon seit langem von den Eingeborenen als Nahrungsmittel verwendet wurde. Nach Eroberung des Inkareiches kam sie durch die Spanier nach Europa und wurde von ihnen bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts nach den Niederlanden, Burgund und Italien gebracht. In Deutschland begegnete wir ihr zuerst als Seltenheit unter Karl V., und es ist bekannt, daß die Regierungen zuweilen Zwangsmaßregeln gebrauchen mußten, um ihren Anbau einzuführen und zu fördern, und daß sich in Preußen Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große besondere Verdienste um die Kultur der Kartoffel erworben, welche bei uns erst seit den letzten hundert Jahren zu gebührender Anerkennung gelangt ist. Jetzt ist sie zu einer der wichtigsten landwirtschaftlichen Kulturpflanzen geworden, welche neben dem Getreide den Hauptgegenstand des deutschen Ackerbaues bildet, die auf fürstlicher Tafel nicht fehlen darf und vielen Millionen von Menschen zur täglichen Nahrung dient, ja in manchen Gegenden für die arme Bevölkerung sogar die einzige Kost ist. Seit Einführung dieser Frucht hat sich in Europa kein Fall einer allgemeinen Hungersnot mehr ereignet und wird, sobald sie nur gedeiht, auch in Zukunft unmöglich sein. Die mannigfache Verwendung der Kartoffel zu Speisen ist bekannt, hat doch ein Professor an der Pariser Kochakademie in einer Schrift über hundert verschiedene Kartoffelspeisen aufgezählt und beschrieben. Ferner gewinnt man aus ihr Stärkemehl, das einen wichtigen Handelsartikel bildet und halb verkleistert als Kartoffelsago zur Herstellung von Speisen und Backwerk, auch zur Bereitung von Dextrin, Traubenzucker und Dextrose dient, während trockene Stärke Mehlser als Klebmittel oder zum Appretieren von Garnen und Geweben, sowie als Verdickungsmittel für Farben und Weizen in der Färberei hergiebt. Sehr ausgedehnt ist die Verwendung der Kartoffel endlich zur Spiritusfabrikation und zur Branntweinbrennerei, zur Herstellung angenehmer riechender Aetherarten, zu Parfüms, Essenzen u. s. w.

Amerika ist auch die Heimat des Mais oder Indianerkorns, wo es der große Stapelartikel des Kontinentes war und in der ganzen Länge und Breite desselben gebaut wurde. In den Äquatorialgegenden lieferten seine Riesentengel einen Zuckerstoff wie nirgends in den nördlichen Breiten und versorgten die Eingeborenen mit einem Zucker, welcher dem später eingeführten Rohrzucker wenig nachgab. Der Mais, türkisches Korn, Weichkorn und in Ungarn Kukuruz genannt, wurde aus der neuen Welt zunächst in Südeuropa eingeführt, wo er sich so einbürgerte, daß er in manchen Gegenden, namentlich in Italien, Ungarn und der Türkei, die Hauptnahrungspflanze bildet. In Deutschland gedeiht er nur im Süden, und das gelbe Mehl eignet sich nicht gut zur Brotpäckeri, weil es zu wenig aufgeht und ein hartes Gebäck abgiebt. Ein Maisprodukt ist auch das Mandarin, welches zu Puddingen und zum Verdicken von Speisen vielfach gebraucht wird, und in Italien die breiartige Polenta. In den Vereinigten Staaten genießt man die noch grünen Kolben, in Wasser gekocht und mit Butter bestrichen, als hot corn, welches namentlich des Abends, etwa wie in vielen deutschen Städten warme Würstchen, ausgerufen wird. Aus den reiferen Kernen stellt man daselbst eine Art Zuckerverk, das pop corn, her.

Eines der Lieblingsgetränke, namentlich der Damenwelt, rührt von den alten Azteken her, den Bewohnern Mexikos zur Zeit der Eroberung durch die Spanier. Sie veranstalteten oft großartige Gastmähler, Knaben und Mädchen warteten den zahlreichen Gästen auf, in den Sälen schwebte ein köstlicher Duft von Räucherwerk, und den Besuchern brachte man die schönsten Blumen entgegen. Die Küche verstanden sich vortrefflich auf pikante Saucen, auf zarte Gemüße, Pasteten und Konfekt, zum Nachtisch gab es auserlesene Früchte, und während die älteren Leute Pulque in verschiedener Stärke und verschiedenen Jahrgängen, eine Art Wein aus der Agave, tranken, zogen die jüngeren und die Frauen Schokolade mit Vanille und anderen Gewürzen vor, und ihr Schaum wurde so dick gemacht, daß man ihn zerschneiden und auch kalt essen konnte. „Chocolate“ war der aztekische Name dieses Getränkes, welches die Spanier sehr bald annahmen und nach Europa brachten, jedoch wurde die Anfertigung lange Zeit als Geheimnis behandelt. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts verbreitete sich die Kenntnis der Bereitung und Benutzung der Schokolade nach Italien, später nach Frankreich, Deutschland und England, wobei über ihre nützliche oder schädliche Wirkung vielfache Streitigkeiten geführt wurden. In den südeuropäischen Ländern, namentlich in Spanien und ebenso im spanischen Amerika, ist ihr Genuß ein unentbehrliches, tägliches Bedürfnis, der Verbrauch Frankreichs beträgt schon das Vierfache von dem Deutschlands.

Im alten Mexiko tauchte man entweder die Waizen gegen andere um, oder man bezahlte sie mit einer Art festen Conrantes, welcher in durchsichtigen, mit Goldstaub angefüllten Federtiegeln, in Zinnstäben von der Form eines T und in Kakaofächchen bestand, die eine festgesetzte Anzahl von Bohnen enthielten; der Kakaogalt also damals, wie auch noch jetzt in einigen Gegenden Mexikos als Scheidemünze. Gegenwärtig erzeugt diese Republik indes kaum den eigenen Bedarf, und daher hat sich der Anbau des Kakaobaumes über ganz Mittelamerika, Westindien, die Nordküste von Südamerika und bis

in das nördliche Brasilien und Peru hinein ausgedehnt. Guatemala, Costarica und Nicaragua sind Hauptstutz dieser Kultur, und die höchstgeschätzte Kakaosorte liefert Guatemala.

Zu neuerer Zeit gelangen häufig die entkalkten und gemahlten Bohnen, in Blöcke gegossen, als Kakaomasse in den Handel. Durch Zusatz von Zucker wird daraus Schokolade bereitet; erwärmt und ausgepreßt zwischen harten oder wolleinen Tüchern, oder auch durch Ausschmelzen in Wasser, liefern sie die weiße Kakaobutter, auch Kakaool genannt, die von allen Fetten am schwersten ranzig wird und sich daher besonders gut zu seinen Pomaden, wie Lippenpomade und anderen kosmetischen Mitteln eignet. Der entkalkte Rückstand der ausgepreßten Kakaomasse, ein feines Pulver, findet als leicht verdauliches Nahrungsmittel unter dem Namen Kakaovina oder Kakaopulver Verwendung. Die von den Bohnen abgelösten Blätter werden für sich verkauft und geben unter dem Namen Kakaothee einen angenehmen schmeckenden Aufguß.

Auch die Vanille ist ein mexikanisches Gewächs mit langen Kletterstämmen und dicken, fleischigen Blättern, von den Azteken, wie bereits erwähnt, zum Würzen der Schokolade verwendet. Die Spanier führten sie ebenfalls in Europa ein, und der erste Bericht darüber stammt aus dem Jahre 1605. Das Wort rührt aus dem Spanischen her und ist die Verkleinerungsform von vaina, Schote. Lange Zeit bezog man sie aus Mexiko, neuerdings jedoch baut man sie auch anderwärts in den Tropen in großer Menge, wie auf Bourbon, Java, Mauritius, Ceylon und in Mittelamerika. Man befestigt die etwa drei Fuß langen Schößlinge an Bäumen, so daß sie kaum den Boden berühren, sie schlagen dann bald auf der Rinde Wurzel und bilden Pflanzen, welche nach drei Jahren Früchte tragen und 30 bis 40 Jahre fruchtbar bleiben. Die Befruchtung der Blüte wird naturgemäß durch die Vermittlung von Insekten besorgt, allein der Direktor des Botanischen Gartens in Vütrich hat schon 1837 gezeigt, wie dies auch auf künstliche Weise geschehen kann, und seitdem macht man es in allen tropischen Ländern ohne Hilfe der Insekten. Selbst in unseren Treibhäusern gedeiht die Vanille und bringt vollständig ausgebildete, herrlich duftende Früchte hervor. In Mexiko befaßten sich mit ihrer Gewinnung besonders die Indianer.

Die westindische Insel Curaçao liefert aus der süßen Citrone den nach ihr benannten berühmten Liqueur, und ebenfalls aus dem tropischen Amerika kommen die Angostura-rinde, das Hausmittel gegen die Ruhr, Jalappinharz, ein wirksames Abführmittel, das blutreinigende Sarsaparilla gegen skrofulöse Krankheiten, das schweißtreibende Cassiafras und das fiebererlöschende Chinin. Aus dem Balsambaum gewinnt man den wohlriechenden Perubalsam, der jedoch nur über Peru ausgeführt, aber in Mittelamerika erzeugt wird.

Gleichfalls aus dem tropischen Amerika stammt der rote, spanische oder Cayennepfeffer, der als Gewürz den Indianern ebenso unentbehrlich ist wie den Europäern das Salz. In der Sprache der Azteken hieß er Chilli und hat seinen Namen auf eine südamerikanische Republik übertragen. In den kalifornischen Städten spanisch-amerikanischen Gepräges hängt an der Außenwand der einstöckigen Adobe(Lustziegel)-Häuser, die von den Abkömmlingen der Hidalgo's und von Westlern bewohnt werden, stets als Wahrzeichen eine Schnur roten Pfeffers. Bei uns wird er teils in der Medizin verwendet, innerlich als Reiz- und äußerlich als Verschärfungsmittel für Senfteig und in spirituösem Aufguß als Einreibung gegen Frostbeulen und Rheumatismus, teils als Gewürz, namentlich zu mixed pickles.

Das Vaterland der Cochenille ist wiederum Mexiko, wo der prachtvoll purpur- oder karminrote Farbstoff, den die Azteken bereits zum Färben ihrer Gewänder benutzten, noch in wildem Zustande vorkommt und gesammelt wird. Diese im ganzen geringere Sorte heißt grana sylvestra, während die in den sogenannten Apalachen oder künstlichen Kulturpflanzen gezüchtete grana fina oder Mesticha für die vorzüglichere gilt. Trotz des strengen Verbotes der Ausfuhr lebender Wesen, wie es namentlich zur spanischen Zeit in Mexiko bestand, hat sich die Cochenillekultur doch allmählich sehr ausgebreitet; neuerdings, seit Erfindung des Anilins, wird freilich dieses in großer Menge als Ersatz dafür verwendet.

Schon lange vor der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus (12. Okt. 1492) gab es auch dort Baumwollpflanzungen und Baumwollstoffe, und diese Kultur ist über die ganze Tropenzone verbreitet. Früher erzeugten die südlichen Staaten der nordamerikanischen Union mehr davon als alle anderen Länder zusammen. Mit dem Sezessionskriege hat sich indessen dieses Verhältnis geändert, und der Baumwollbau hat sich in neuester Zeit nicht nur in den Ländern, wo er schon vorher betrieben wurde — Ostindien, Aegypten und Brasilien — sehr ausgedehnt, sondern auch ganz neue Gebiete erobert, welche eine großartige Produktion in Aussicht stellen, wie Australien und neuerdings verschiedene afrikanische Territorien.

Als Kolumbus auf seiner ersten Entdeckungsfahrt die Insel Ruba betreten hatte, schickte er zwei von seinen Leuten aus, die Hauptstadt und den König des Landes aufzusuchen. Nach ihrer Rückkehr von dieser ersten Gesandtschaftsreise in der neuen Welt ergählten die Boten, sie hätten unterwegs Eingeborene angetroffen, die in wahrhaft teuflischer Weise Rauch aus Mund und Nase geblasen hätten. „Die Männer trugen in der Hand eine brennende Kohle und gewisse Kräuter, deren Rauch sie einzogen. Diese Kräuter waren trocken und in einem gleichfalls trockenen Blatt zusammengerollt, geformt wie die Papierschwärmer, welche die Knaben sich zum Pfingstfest machen. Sie zündeten dieselben an dem einen Ende an und saugen an dem andern, wodurch sie Rauch einatmeten.“ Ebenso traf Kortez in Mexiko 1520 das Rauchen als allgemein verbreitete Gewohnheit an, wobei die Blätter entweder in Cigarrenform gewickelt oder in zweizünftige Röhren, welche tabaco hießen, gestopft wurden; auch schnupften die Azteken bereits. Ihnen diente dies nur als Genuß, während das Rauchen bei den nordamerikanischen Stämmen eine religiöse Bedeutung hatte und mit dem Sonnenkult zusammenhing. Es war eine uralte Sitte, und in den gewaltigen, zuweilen den ägyptischen Pyramiden an Größe gleichen Hügelgräbern der Ureinwohner des Mississippiithales findet man als Beigaben kunstvoll geschnitzte Pfeifen. Bei Friedens- und Vertragschließungen wurde feierlich der Kalumet geraucht, und niemand wagte ein so geheiligtes Gelübde zu brechen.

Bald nahmen auch die Spanier diesen Gebrauch an und verpflanzten ihn, etwa um die Mitte des 16. Jahrhunderts,

## Frauen und Harems in Marokko.

Von Minnie Hauk.\*

Nachdruck verboten.



Die Mehrzahl der Menschen, denen ich auf meinen ersten Wanderungen durch die engen, schmutzigen Straßen von Tanger begegnet war, gehörten dem starken Geschlechte an: Männer in schmutzigen, dunkelblauen Kaftanen aus grobem Stoff, mit nackten Beinen, nackten Füßen und bloßem Kopf; Beduinen aus den Wüsten des Inlandes und „Riffen“ — Mitglieder der kriegerischen Stämme des Atlasgebirges; Männer in schneeweiße Burnusse gehüllt, mit weißen Strümpfen und weichen gelben Lederpantoffeln, in denen sie behutend einherkletterten, sorgfältig den zahlreichen Pfützen ausweichend, welche die heftigen Regengüsse der kalten Jahreszeit in den Hauptstraßen der Stadt zurückgelassen hatten; Männer mit mächtigen Turbanen auf ihren schönen, bärtigen Köpfen, mächtige Sporen an den hohen gelben Reiterstiefeln, und auf prächtigen Araberschimmeln sitzend; Männer überall in den verschiedensten Trachten, den verschiedensten Menschenrassen angehörend, und fast zweifelte ich, auf meinem kleinen, schlaftrigen Esel reitend, Weiber zu Gesicht zu bekommen. Die wenigen, denen ich später doch begegnete, stahlen sich schon die schmutzigen, fensterlosen Häuserfronten entlang, ihre Gesichter unter dickem, weißem Stoff verborgen, der nur ihre großen, schwarzen, melancholischen Augen frei ließ, und ihre nackten Füße steckten in großen, plumpen Holzandalen. Sie waren augenscheinlich Frauen der ärmsten und niedrigsten Volksklasse. Zuweilen begegnete ich auffällig gekleideten, in bunte Gewänder gehüllten Kreaturen, Nacken und Arme mit wohlfeilem Silbergeschmuck und Münzen bedeckt, ihre unverhüllten Gesichter mit brennendem Rot beschmiert, die Augen und Augenbrauen durch schwarze Linien, die sich über der Nase vereinigten, noch kräftiger markiert. Wie mir Mustapha, mein Dragoman, mitteilte, waren diese Frauen Jüdinnen, so zahlreich in Tanger wie in den übrigen Städten Marokkos. Nur ihnen ist es gestattet, mit unverhüllten Gesichtern die Straße zu betreten.

Allein diese Abkömmlinge der aus Andalusien vertriebenen Hebräer interessierten mich viel weniger als die mohammedanischen Frauen. Ich hatte in unserm Hotel in Erfahrung gebracht, daß ich mehr von ihnen in dem um die Kasbah (Festung) gelegenen ältesten Teil der Stadt sehen könnte, und so machten wir uns an dem zweiten Tage meines Aufenthalts in Tanger auf den Weg dahin. Langsam durch die engen Straßen reitend, begegneten wir hier entschieden echteren orientalischen Typen — prächtigen Arabern, großen majestätischen Gestalten mit erstem Gesichtsausdruck, die aber doch etwas Verwunderung zeigten, als sie mich und mein Kammermädchen in europäischen Kleidern auf unseren Eseln sitzend erblickten, begleitet von einigen Amerikanern, die sich mir und meinem Manne angeschlossen hatten; dann kräftigen riesenhaften Negern, schwarz wie Ebenholz, in ihre blendend weißen Burnusse ge-

\* Die gefeierte Opernsängerin, deren glänzende künstlerische Triumphe in Berlin, Breslau, Brüssel, Dresden, London, New-York u. s. w. noch in aller Erinnerung sind, ist seit 1881 mit dem bekannten Reisechriftsteller Ernst von Hesse-Verteg vermählt. In dem vorstehenden Artikel, einer Reiselektüre, bietet sie unseren Leserinnen ihre erste schriftstellerische Leistung, der andere zweifellos wohl bald folgen werden. Das beigefügte neueste Porträt der geschäftigen Künstlerin dürfte von allgemeinem Interesse sein.

hüllt; Beduinen und Kabylen, mit ihren langen Flinten und krummen Dolchen bewaffnet, ja selbst Chinesen, die weiß Gott was an die afrikanischen Küsten verschlagen haben mag.

Nabe dem mächtigen, echt maurischen Thore der Festung kam uns ein kleines Mädchen entgegen, in alle Farben des Regenbogens gekleidet und im Alter von etwa acht bis neun Jahren. Ihr Gesicht war unverhüllt, und mit Kochöl und Henna bemalt; ihre Hände waren ebenfalls ganz mit Henna gefärbt, als ob sie orangegelbe Handschuhe trüge. Sie lächelte Mustapha, unserm Führer, zu, als sie an uns vorbeikam. Sie war seine Schwester, und wie er uns erzählte, seit zwei Monaten bereits vermählt. Acht Jahre alt und schon Frau!

Kurz darauf, unter dem Thorbogen der Kasbah, gewahrte ich einen vornehmen Mauren von etwa fünfzig Jahren, groß, stämmig, ernst, in seine dunkelblaue Gewänder gehüllt, die rote Scheschia, mit blendend weißem Turbantuch umwunden, auf dem glattrasierten Kopf. Er war der Bruder des Gouverneurs, und sein Harem war es gerade, den wir im Begriffe waren zu besuchen. Auf dem Wege dahin durch die viel reineren, aber auch weniger belebten Straßen innerhalb der Festungsmauern kamen wir an einem kleinen, blendend weißen Häuschen vorüber, zu dessen halb geöffneten Thüre einige rot angefarbene Treppen emporführten. In der Thüre bemerkte ich halb verdeckt einen reizenden Mädchenkopf, mit wundervoll glühenden schwarzen Augen, die uns mit Neugierde zu betrachten schienen. Gewiß war hier eine Gelegenheit, das Innere eines echt maurischen Hauses kennen zu lernen, und angezogen von der lieblichen Mädchenerscheinung, stieg ich von meinem Eselchen, um die Treppen emporzusteigen. Aber in demselben Augenblicke wurde die Thüre zugeschlagen, und von der nahen Straßenecke kam ein junger, etwa fünfzehnjähriger Bursche herbeigelaufen, der heftig mit den Armen gestikulierend, uns „no go, no go“ zurief. Er war der Gatte der kleinen hübschen Sirene. Unverrichteter Dinge setzten wir unsern Weg fort, aber kaum war ich wieder auf meinem Esel, als sich die Thüre abermals sacht öffnete und das Mädchen mir lächelnd zurückte.

Bei einem die enge Straße überspannenden Thorbogen machten wir halt, denn hier befand sich der Harem. Eine dicke Jüdin mit regelmäßigem, aber grellbemaltem Gesicht, in bunten Kleider orientalischen Schnitts gehüllt, Arme, Brust und Nacken mit wohlfeilem Schmuck bedeckt, stand an der Thüre und lud uns ein, näher zu treten. Die Herren unserer Gesellschaft hatten den begreiflichen Wunsch, uns zu folgen, allein einige Soldaten, die in echt orientalischer Manier auf der Steinbank unter dem Thorbogen kauerten, sprangen mit einer für Mohammedaner überraschenden Behendigkeit auf, um ihnen mit den Worten „Harem, Harem“ den Eintritt zu verwehren. Die Thüre fiel ins Schloß, und ich, begleitet von meiner Jofe, folgte nun der dicken Jüdin durch einen langen, düsteren Korridor, der in den, allen orientalischen Häusern eigentümlichen Hof (oder Patio) führte. Eine plätschernde Fontäne in der Mitte dieses von Galerien umschlossenen Hofes verlieh demselben angenehme Kühle. Marmorsäulen mit durchaus verschiedenen Kapitalern trugen die Galerie des ersten Stockwerks, und zwischen diesen Säulen führten Thüren in die einzelnen düsteren, halbdunklen Gemächer. Das Ganze hatte ein eigentümliches, mysteriöses Gepräge. Ich hatte ganz ähnliche Häuser in allen Städten Andalusiens gefunden, aber dort gab es Fenster in den Mauern, Blumen, Palmen- und Bananenbäume in den Höfen, Käfige mit Singvögeln zwischen den Säulen. Von all dem war hier nichts zu bemerken. Die Wände waren feucht und schmutzig, das Steinpflaster des Hofes unvollständig und das ganze Haus ungemein vernachlässigt.

Ich wurde die feuchten Steinstufen empor in das erste Stockwerk geführt, wo ich in einem langen, halbdunklen Raume sechs alte häßliche Frauen auf einem Teppich in der Mitte des mit Azulejos (Glazurziegeln) belegten Fußbodens sitzend erblickte. Sie mußten eben ihren Nachmittagsstee eingenommen haben, denn in der Mitte zwischen ihnen stand in einem messingnen Kohlenbecken ein Theetopf, und rings darum einige geleerte Tassen. Ich möchte gleich hier bemerken, daß merkwürdigerweise in Marokko, diesem echten Lande der moham-

nach Europa. Durch den berühmten Sir Walter Raleigh und seine 1586 aus Virginien zurückkehrenden Gefährten wurde das Tabakrauchen nach England gebracht und fand hier bald eine weite Verbreitung. Es standen jedoch, wie auch in den amerikanischen Kolonien, eifrige Widersacher dagegen auf, 1605 wurde es zu Oxford in öffentlichen Disputationen bekämpft, und Jakob I. von England verfaßte selbst eine heftige Schrift gegen den „höllischen Gebrauch“. Auch anderwärts ward das Rauchen und Schnupfen mit strengen weltlichen und kirchlichen Strafen belegt, allein es half nichts. In Rußland ahndete man es mit der Knute und der Verweisung nach Sibirien, doch es half auch nichts. Sultan Amaruth IV. ließ ertrappte Raucher sogar der Nase berauben oder auf der Stelle hinrichten — es half erst recht nichts, und heutzutage vermag man sich den Türken ohne Nischub oder Wasserpfeife gar nicht zu denken. Schließlich bürgerte sich die Gewohnheit überall ein und wurde, seitdem Kolbert 1674 das Tabakregal in Frankreich eingeführt hatte, teils durch Monopolisierung des Baues und Handels, teils durch hohe Besteuerung eine ergiebige Einnahmequelle der Staaten, welche noch kurz vorher das Rauchen als ein Satanslaster bekämpft hatten. Gegenwärtig erstreckt sich diese Sitte über die ganze Erde, selbst das schöne Geschlecht verschmäht die Gigarette nicht, und im spanischen Amerika rauchen ausnahmslos alle Damen. Der gesamte jährliche Tabakverbrauch wird zur Zeit auf nicht weniger als 250 Millionen Kilo veranschlagt.

Die köstlichste Frucht, mit der uns das tropische Amerika beschenkt hat, ist die Ananas. Zu unseren Farbestoffen steuert Amerika das Gelb-, Blau- und Rothholz bei, für unsere Möbel liefert es das Mahagoni und das Palisanderholz, für den Schmuck die brasilianischen Diamanten und für die Hüte unserer Damen das herrliche Gefieder des Kolibri. Die leuchtenden Flügeldecken der Kolopteren oder Hartflügler im wunderbarsten Rot, Grün, Blau und Violett, über Käferformen aus Gold gezogen, werden als Broschen und Ohrgehänge leider in Europa noch wenig oder gar nicht getragen, obgleich sie jahrzehntelang aushalten und sich immer wieder wechseln lassen, mit dem Feuer der Edelsteine wetteifernd. An nordischem Pelzwerk sendet uns der transatlantische Erdteil das Fell des amerikanischen Zobels, des Fischmarders, des Wink oder amerikanischen Nerz, des Stinktieres, der Bisam-, der Moschusratte, des Chinchilla und vor allem der Edel- oder Blisprobbe (sealskin), die auf den Pribylowinseln des Beringmeeres geschlagen wird. Um diese kleine Gruppe im hohen Norden streiten sich gegenwärtig die Vereinigten Staaten und England, und es wäre beinahe deswegen zu einem Kriege zwischen den beiden Mächten gekommen. Sie haben sich indessen jetzt dahin geeinigt, die Frage einem Schiedsgericht zu überantworten; die internationalen Radis sind bereits ernannt, und es ist also nur noch zu wünschen, daß ihr Spruch die Erhaltung dieser Tiere zur Folge hat, welche die vornehme Frauenwelt mit einem so köstlichen Rauchwerk versehen.

Max Loring.



In Tanger: Frauenleben in der „oberen“ Stadt.



MAX VOLKHART  
op. 127

BRENDMOOR

Aus der Familiendchronik. Gemälde von Max Volkhart.  
Photographieverlag der Photographischen Union in München.

medanischen Welt, nicht Kaffee, sondern Thee das Nationalgetränk ist. Nahe dem Holzkohlenbecken kauerte schlaftrig eine alte große Kage, aber unser Kommen schien sie ebensovienig aufzuschrecken wie die Haremsdamen, die uns mit gleichgültigem Kopfnicken begrüßten. Wir schienen also nicht besonders willkommen zu sein. Der durch kein Fenster erhellte, düstere Raum zeigte auch keinerlei Möbel; weder Stühle noch Divans waren vorhanden, wo wir uns hätten niederlassen können, und auch unser Cicerone, die dicke Jüdin, beantwortete meine neugierigen Fragen nur spärlich, zumal sie nur des Arabischen mächtig war, und sonst nur ein wenig Spanisch verstand. Inzwischen schon der Anblick dieser alten apathischen Weiber war von großem Interesse. Hier kauerten sie in einem feuchten, halbdunklen, allen Komfort entbehrenden Raum, ohne Spiegel, Bilder, Schränke oder sonst welche Einrichtungsstücke, die unsere eigenen „Homes“ so behaglich machen. Allerdings waren sie in prächtige, reich mit Gold gestickte Seidenstoffe und Geze gehüllt, und mit schönen Armbändern, Kollern, Broschen u. s. w. geschmückt, allein all dieser Tand war doch keine Entschädigung für ihr armseliges, einsörmiges Leben. Tag für Tag sitzen sie hier, Wochen, Monate, Jahre vergehen ohne Zerstreuungen oder Vergnügungen irgendwelcher Art, ja selbst ohne die geringste Beschäftigung. Sie kümmern sich nicht um die Haushaltung, die von weiblichen Sklaven besorgt wird, sie striden nicht und stören nicht und können weder lesen noch schreiben. Niemand empfangen sie männliche Besuche, ausgenommen ihren eigenen Herrn und Meister, dem wir vorhin auf der Straße begegnet waren. Seit ich seine Frauen gesehen, hatte ich auch für ihn nur aufrichtiges Bedauern.

Ich bat die Jüdin, mir die Schlafzimmern der Haremsdamen zu zeigen, allein es war nur ein solches vorhanden, in welchem sie alle schlafen — ein großes, dumpfes Gemach auf der entgegengesetzten Seite des Patio. Das Gemach war fensterlos und erhielt das einzige spärliche Licht durch die geöffnete Thüre, die zur Nachtzeit überdies hermetisch verschlossen wird. Auch dieses Zimmer war vollständig fahl, nur entdeckte ich in vier durch Vorhänge verhüllten maurischen Matratzen auf dem Boden, die mit einer bunten Kattundecke bedeckt waren. Das waren die Betten. Leinentücher, Kissen, Decken oder andere unserer europäischen Bequemlichkeiten waren nicht vorhanden. Bergleich sah ich mich auch nach Toilettenartikeln, Spiegeln u. s. w. um. Sie mußten verborgen worden sein, denn da die maurischen Damen ihre Gesichter, Augen, Augenbrauen, Hände u. s. w. weniger kunstvoll als auffällig bemalen, und auch höchst verwickelte Kopftrachten besitzen, müssen sie doch unbedingt Spiegel und allerhand Toilettenartikel zu Hilfe nehmen. Ihre Waschungen nehmen sie Sommer und Winter gemeinschaftlich an der Fontäne im Patio vor, und unter diesen Umständen konnte ich mich nicht mehr wundern, warum fremde Männer maurische Häuser nicht betreten dürfen.

Ich wurde nun eine zweite Treppenschucht auf das flache Dach des Hauses emporgeführt, und hier bot sich mir ein ebenso seltsamer als malerischer Anblick dar. Ganz Tanger lag zu meinen Füßen mit seinen zahlreichen blendend weißen Häusern, seinen darüber hinausragenden Minarets, und dunkelgrüne Baumkronen oder schlanke Palmen hier und dort. Der blaue, unendliche Ozean bespülte den Fuß des Berges; zahlreiche Schiffe lagen träge in der weiten Bucht, und gerade gegenüber in weiter Ferne entdeckte ich die schwachen Umrisse der spanischen Küsten, überhöht von dem gewaltigen Felsen von Gibraltar.

Aber was mein Interesse noch viel mehr fesselte als das prachtvolle zu meinen Füßen ausgebreitete Panorama, war das bewegte, bunte Leben auf den unzähligen flachen Dächern. Es kam mir vor, als ob alle Frauen Tangers sich hier ein Stellbühnen gegeben hätten, denn nahezu auf jedem dieser blendend weißen, viereckigen Terrassen befanden sich Frauen. Bunte Teppiche waren auf den Boden ausgebreitet oder bedeckten die niedrigen Balustraden, und auf ihnen ruhten in nachlässiger Haltung Frauen jedes Alters, ihre Gesichter, Arme und unteren Gliedmaßen unverhüllt, so daß ich ihre mitunter ausnehmend große Schönheit erkennen konnte. Viele rauchten und schlürften ihren Thee, andere kauerten, im Gespräch mit ihren Nachbarinnen begriffen, auf den Balustraden, wieder andere schritten langsam auf und nieder, oder stiegen über breite Steintreppen von einer Terrasse zur andern, um Besuche abzustatten. Mein Kommen schien bei allen großes Interesse zu erwecken, denn Hunderte von großen, schwarzen, glühenden Augenpaaren waren auf mich gerichtet, und ich glaube, ich war sofort zu dem alle beherrschenden Gesprächsthema geworden. Manche von den seltsamen, in prächtige, bunte Kleider geküllten Gestalten nickten mir zu, andere lächelten, nickten und luden mich durch Handbewegungen ein, zu ihnen zu kommen. Ein so seltsames, malerisches Bild hatte ich nie zuvor gesehen, selbst nicht auf den großen Opernbühnen, wenn ich selbst als Aida unter meine imaginären Untergebenen trat, oder als Africanaerin auf einem Thronesseln unter meinen glänzenden Hofstaat getragen wurde. Nichts konnte schöner sein als diese prächtigen, golddurchwirkten, in allen Farben schimmernden Stoffe auf dem blendend weißen Untergrund der Häuserterrassen; dazwischen ein Funkeln und Glänzen und Blitzen von Juwelen, Goldspangen, Münzen und Silberketten, mit denen diese Gestalten überdeckt waren. Hier erst sah ich durch mein Opernglas etwas von der vielgerühmten Schönheit der Frauen des Orients, vor allem jener Marokkos, herrliche Wesen mit edlen, schönen Gesichtszügen, wohlgebildeten Gliedern und großer Anmut der Bewegungen, daneben aber auch zahlreiche häßliche Megären mit runzeligen Gesichtern und matten toten Augen.

Meine Führerin erklärte mir, daß die Hausdächer der beliebteste Aufenthalt der Frauen Tangers an schönen Nachmittagen sei. Hier waren sie vollkommen frei, durften mit unverhüllten Gesichtern erscheinen und mit ihren Nachbarinnen verkehren. Tanger ist also sozusagen eine doppelte Stadt, eine über der anderen. Die untere Stadt mit ihren schmutzstarrenden, engen, feuchten, dunklen Gäßchen jene der Männer, die obere (vergl. die Abbild. auf S. 392) mit den blendend weißen, reinlichen Dächern jene der Frauen. Lange stand ich da, um das herrliche Bild in mich aufzunehmen und die Wirklichkeit dessen zu sehen, was ich so oft auf der Opernbühne darzustellen habe.

Strömender Regen, der den ganzen Tag zu dauern drohte, war leider keine glückliche Vorbedeutung für den Besuch, den ich einem andern, viel vornehmerem Harem abzustatten im Begriffe war. Gräfin T., die Gattin eines der fremden Gesandten, hatte in zuvorkommender Weise diesen Besuch vor-

bereitet und mir eine Sänfte zur Verfügung gestellt, da es in ganz Tanger keine Fuhrwerke giebt und noch nie ein Wagenrad das elende Pflaster der Straßen entweicht hat. Ich zog es indessen vor, wieder mein Eselchen zu besteigen, nur hatte ich mir einen der bequemen, spanischen Sättel ausgebeten, in denen man wie in einem Armstuhle sitzt. Auch Gräfin T. und die anderen Damen, die sich uns anschlossen, wählten deshalb Reittiere. In den Straßen einer europäischen Stadt hätten wir gewiß Aufseher, um nicht zu sagen Heiterkeit erweckt, wären wir, wie hier, in Regenmäntel gehüllt, mit aufgespanntem Regenschirm auf winzigen Eselchen durch die Straßen geritten. Hier aber ist dieser Aufzug ganz natürlich und alltäglich.

Nachdem wir, geführt von dem Kawaffen der Gesandtschaft, ein Labyrinth enger, mit tiefen Wasserpfützen gefüllter Gäßchen passiert hatten, hielten unsere Eselreiter die Reittiere mit arrah-arrah-Rufen an, denen die Eselchen mit wahrer Wonne zu folgen schienen. Die Schwierigkeit mit den lieben, kleinen Tierchen ist es, sie nicht zum Stehen, sondern zum Gehen zu bringen, und ich dachte immer, der nächste Schritt meines Esels müßte auch sein letzter sein.

Das Haus, vor dem wir hielten, war die Residenz eines der vornehmsten Würdenträger von Tanger, aber es unterschied sich in keiner Weise von den ärmlichen, schmutzigen, fensterlosen Häusern der Nachbarschaft. Die guten Unterthanen Seiner schrifianischen Majestät sind eben stets besorgt, von diesem absoluten Herrn über Leben und Tod, über Gut und Blut, ihrer Habe beraubt zu werden, und zeigen sie öffentlich irgendwelchen Prunk, so sind auch schon die Schergen zur Hand, um sie zu berauben. Aber obgleich ich dies wußte, war es doch eine große Enttäuschung für mich, als ich, durch einen langen, dunklen Korridor schreitend, den Patio des Hauses betrat. In der Alhambra, im Alcázar von Sevilla und in anderen Maurenpalästen Spaniens, hatte ich die verschwenderische Pracht und architektonische Herrlichkeit der Vorfahren unserer Marokkaner bewundern gelernt, und so hatte ich gehofft, in dem Hause eines so reichen Mannes wenigstens etwas von diesem Glanze zu finden. Allein nichts davon. Wohl war dieser Patio mit Säulen von prächtigem Marmor umgeben, aber die Kapitälchen waren alle verschieden und dazu gebrochen, verflümmelt, an manchen Säulen überhaupt gar nicht mehr vorhanden. Wohl spannte sich ein Glasdach über den ganzen Raum, aber die Mehrzahl der Scheiben waren zerbrochen, und der Regen prasselte auf das holperige, mitunter ganz fehlende Steinpflaster hernieder, sodaß wir von Stein zu Stein springen mußten, um unsere Füße nicht zu benehmen.

Wieder wurden wir von einer Jüdin empfangen, nur war diese jünger und einfacher gekleidet. Sie war beauftragt worden, uns willkommen zu heißen und in den Harem zu führen. Ueber eine breite Marmortreppe stiegen wir abermals in das erste Stockwerk, wo ich an der Balustrade lehnd eine Dame mit vornehmerm Gesichtsausdruck erblickte, die uns mit freundlichem Lächeln zunickte. Sie war der Harem in eigener Person, die einzige Frau des Würdenträgers, der den Namen Abd'el Salem Reschid führte. Welch eine Ueberraschung für mich, die ich die Harems der maurischen Großen mit zahlreichen Frauen gefüllt dachte! Ich erfuhr später die einfache und ruhrende Geschichte dieser bleichen, melancholischen Dame. Sie war die Tochter einer vornehmen und reichen Maurenfamilie und im Kindesalter mit dem Bruder ihres gegenwärtigen Gatten vermählt worden. Dieser starb und hinterließ ihr sein ganzes, großes Vermögen. Sie hatte ihn aufrichtig geliebt und dachte nicht an eine zweite Heirat. Aber der Bruder ihres verstorbenen Gatten war unermüdlich in seinen Bewerbungen und that alle erdenklichen Schritte, um ihre Familie zur Einwilligung zu bewegen. Lange Zeit gelang es ihr, ihm auszuweichen, bis der Freier zuletzt den Sultan selbst um Vermittelung bat, ihm gleichzeitig dafür einen Teil seines Vermögens opfernd. Der Sultan, als absoluter Gebieter seiner Unterthanen, befaß nun der Witwe, einzuwilligen, und da gab es keine weitere Ausflucht. Allein sie erzwang sich wenigstens von ihrem ungeliebten Freier das Versprechen, solange sie lebte, keine zweite Frau zu nehmen. Reschid hat sein Versprechen treu gehalten, und man sagte mir, sie wäre nun glücklich, obgleich ihr melancholisches, fast trauriges Wesen nicht dafür sprach. Sie hatte ein kleines, bildhübsches Töchterchen mit dem poetischen Namen Sobia, und es war possierlich anzusehen, wie diese umherhüpfte und voll naiver Eitelkeit all ihre Toilettenstücke dabei zeigte. Obgleich erst fünf Jahre alt, schien sie davon ebensovienig zu verstehen, als wäre sie siebzehn gewesen. Sie war Braut und sollte in weiteren zwei Jahren vermählt werden — eine Frau von sieben Jahren!

Wir wurden in das beste Gemach des Hauses geführt, eine lange, schmale Halle mit hohem, von Marmorsäulen getragenern Plafond. Zwischen diesen Säulen befanden sich an der einen Längswand niedrige, mit bunten Stoffen bedeckte Divans; auf der gegenüberliegenden Seite ließen zwei winzige Fensterchen, wohlvergittert, das Tageslicht in dieses Gemach, das gleichzeitig als Schlafzimmern diente, denn an den beiden kurzen Wänden befanden sich durch Vorhänge verdeckte Alkoven mit Matratzen auf dem kalten Boden. Das waren die Betten! — Der ganze Raum war mit Azulejos, den hübschen, in ganz Marokko und Andalusien verwendeten Glasurezielen, besetzt, aber zu meinem Entsetzen war in der Mitte des Fußbodens über diese ein Teppich gebreitet, nicht etwa einer jener herrlichen orientalischen Teppiche, die unsere Bewunderung erwecken und um hohe Preise von uns aufgekauft werden, sondern ein gewirkter Brüsseler Teppich mit riesigen bunten Blumen! Zwei gewöhnliche Schränke von europäischer Duzendarbeit, ein großer Spiegel und einige Stockuhren unter Glasglocken vervollständigten die Einrichtung dieses Empfangsalons einer vornehmen maurischen Dame! Wie weit ist doch die Entartung des Maurentums, dem wir so herrliche Werke verdanken und dessen Kultur einst die Welt beherrschte, vorgegriffen! Wo ist denn heute der Orient zu suchen, wenn nicht in der Hauptstadt Marokkos?

Auf die Einladung unserer Wirtin, Platz zu nehmen, versuchten wir uns so anmutig wie möglich auf die niedrigen matratzenartigen Divans niederzulassen, während die Wirtin sich uns gegenüber setzte. Nun hatte ich gute Gelegenheit, sie zu betrachten. Sie war eher klein als groß, schlank, mit hübschem, aber melancholischem Gesichte von Olivenfarbe und ein paar prachtvollen, schwarzen, träumerischen Augen. Ihre Kopfbedeckung war sehr eigentümlich. Sie mußte wohl drei oder vier große weiße Seidentücher um den Kopf gewunden haben, die ihr Gesicht so umrahmten wie das einer Nonne.

Ihr reiches, rabenschwarzes Haar hing in schweren Zöpfen den Rücken herab, umwunden mit gelben Seidenbändern, die noch über das Haar hinausgingen und mit ihren Enden in dem Leibgürtel befestigt waren. Als ich den Wunsch äußerte, die ganze Art der Bekleidung kennen zu lernen, war die kleine muntere Sobia sofort dazu bereit und schleppte mühsam ein Bündel nach dem andern aus der Toilette ihrer Mama herbei. Der Schnitt der Kleider war bei allen gleich: ein weites, etwas unter die Knie reichendes Hemd, etwa wie die Lederhemden der Indianerinnen meines amerikanischen Vaterlandes. Dafür waren aber die Stoffe von der größten Pracht, die reichsten Brokate, mit den herrlichsten Goldstickereien geziert, in welchen die Frauen Marokkos, vornehmlich von Fez und Mekinez, so Außergewöhnliches leisten. Sobia ließ sich nun ganz ungeniert von ihrer Tante, einer dicken, großen Mauresque, der Schwester von Sobias Vater, bis auf ihre weißen Strümpfe entkleiden und wieder vor unseren Augen ankleiden. Als ihr die seidenen Kopftücher abgenommen wurden, gewahrte ich ihr schönes reiches Haar, das ursprünglich von schwarzer Farbe war, aber durch Anwendung von Henna allmählich eine rotbraune Färbung angenommen hatte.

Das erste Kleidungsstück, das man dem kleinen jungen Wesen anlegte, war ein zartes weißes Unterhemdchen aus feinstem, mit Seide durchwirkter Leinwand. Darüber kam ein weißes, feines Leibchen in der Form einer Juabenjacke, und dann ein weites hemdartiges Kleid aus reichstem Brokat. Wir Frauen Europas würden gewiß großen Stolz in ein so schönes Kleidungsstück setzen und nicht dulden, daß es bedeckt würde. Aber ebensovienig würden die „grandes dames“ von Marokko es dulden, sich darin zu zeigen; sie tragen darüber noch einen Ueberwurf aus feinstem, durchsichtigem Seidenstoff, Haif genannt, der bis unter die Knie reicht. Unsere modernen Schuhe sind ihnen unbekannt. An ihrer Stelle tragen sie stets reichgestickte, reizende Pantöffelchen mit hohen Absätzen, woraus ich mir auch ihren durchaus nicht graziösen, unbeholfenen Gang erkläre, denn es kann keine leichte Aufgabe sein, in dieser losen, auf spitzen Absätzen ruhenden Beschuhung umherzugehen und sie trotzdem an den Füßen zu behalten. Ebensovienig kennen die orientalischen Damen unser modernes Mäntelstück, das Mieder. An dessen Stelle tragen sie steife, breite Gürtel von zwei bis drei Meter Länge, die um den Leib gewunden werden und aus allerhand Material bestehen, von der einfachen Leinwand für Hausgebrauch bis zu den schönsten Brokatstoffen, mit echtem Gold gestickt und mit den kostbarsten Edelsteinen, hauptsächlich Rubinen, Smaragden und großen, aber schlecht geschliffenen Diamanten, besetzt.

Diese Kleidungsstücke, obgleich ungeschön von den Männern, bilden doch Gegenstände des bittersten Neides für die anderen Damen, wenn sich ihre Besitzerinnen, damit angethan, des Nachmittags auf den Dächern zeigen. Diese letzteren nehmen im Orient augenscheinlich die Stelle unseres Korso ein. Während wir in Equipagen im Bois de Boulogne, im Hyde Park oder im Tiergarten spazierenfahren, hungern unsere mohammedanischen Schwestern auf ihren Hausdächern. „Chacune a son goût“.

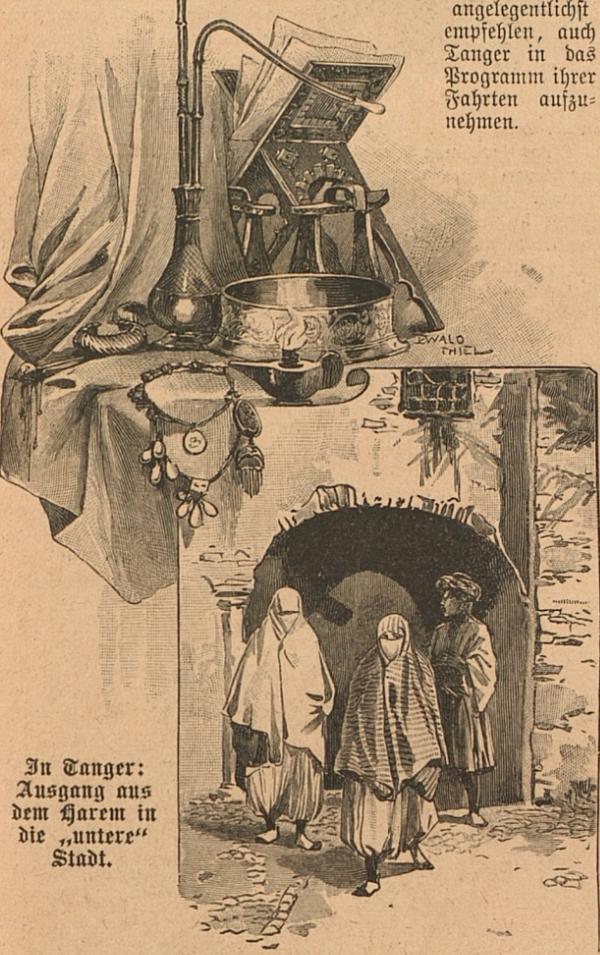
Nun brachte eine große, üppige Negerin von ausnehmender Schönheit und Kraft, in grelle Farben gekleidet und mächtige Goldreifen in den Ohren, die Theeplatte herein und setzte sie vor ihre Herrin. Ich begann mich recht unbehaglich zu fühlen, denn Gräfin T. hatte mich unterrichtet, ich müsse, um nicht unhöflich zu sein, so viele Tassen zu mir nehmen, wie man mir vorsetzen würde. Ich suchte das kleinste Stückerchen des mir dargereichten Kuchens heraus, aber als ich in denselben biß, kam ich in die Versuchung, die schrecklichste Grimasse zu machen. Glücklicherweise hat meine Laufbahn mich auch die Schauspielerei gelehrt, und es gelang mir vorzüglich, der Wirtin freundlich zuzulächeln, sodaß sie mir sogar noch weitere Stücke anbot. Es war mir unmöglich, den Bissen in meinem Munde zu verschlucken, und so versuchte ich es mit einem diplomatischen Hüfteln, das mir gestattete, mein Taschentuch hervorzuziehen und den Bissen auf diese Art zu beseitigen. Was meine Tasse Thee anlangt, so stellte sie sich als ein Gemenge von Zuckersüßwasser und Pfefferminze heraus, das ich mit Mühe herunterzuschluckte. Glücklicherweise drang meine Wirtin nicht auf weitere Tassen. Ich hatte in dem Zimmer, das doch gleichzeitig das Schlafgemach war, weder ein Bad, noch ein Waschbecken, noch sonstige Toilettenartikel bemerkt und fragte meine Dolmetscherin danach. Sie teilte mir mit, daß auch die vornehmsten Haremsdamen ihre Waschungen an der Fontäne des Hofraumes vornehmen, diese war also nicht etwa allein zur Zierde vorhanden.

Das nächste Gemach, das wir in Augenschein nahmen, war das Speisezimmer, allein ich konnte beim Betreten nur mit Mühe ein Nachen unterdrücken, denn die einzigen Möbel desselben waren nichts weiter als zwei große moderne — Betten, mit Kissen, Decken, Leinentüchern u. s. w. tout comme chez nous. Weder Büffett, noch Tische, noch Stühle waren vorhanden. Man sagte mir, die Betten würden niemals gebraucht, sondern wären nur als Zierde vorhanden. Die Schüsseln mit den Speisen werden auf den nackten Boden gesetzt, die Hausbewohner hocken sich um dieselben herum und essen mit den Fingern. Dieses Gemach besaß gar keine Fenster, und das einzige Licht kam durch die Thüre. Noch finsterner war die im Souterrain gelegene Küche, die ein wenig Dämmerlicht aus einer einzigen, stark vergitterten Öffnung in der Decke erhielt. Der Herd war ein steinerner Altar, auf welchem Holzkohlen glimmten, und von Küchengeräten war keine Spur vorhanden, ausgenommen einige irdene Töpfe und Schüsseln. Ich danke der Vorkehrung, nicht Speisen verzehren zu müssen, die in diesem primitiven, dunklen, feuchten Raume zubereitet wurden.

Als wir von dort wieder in den Patio gelangten, sah ich eine ruhrende Scene. An eine der Marmorsäulen gelehnt, stand ein hübsches, blaßes Mädchen von etwa sieben Jahren in einfacher Kleidung. Ein melancholisches Lächeln glitt um ihren Mund, als sie uns gewahrte, und ihre großen neugierigen Gassellenaugen blickten unverwandt auf uns. Aber Sobia, die uns begleitet und uns stets wie ein junges Reh umsprungen hatte, eilte auf sie zu, zerrte sie an den Kleidern, zupfte an ihrem Haar und trieb allerhand Schabernack mit der Kleinen, die sich diese Neckereien demüthig gefallen ließ. Sie war eine Waise, die Tochter eines verstorbenen Sklaven (denn Sklaverei blüht heute noch in ganz Marokko), die als Gespielin für Sobia im Hause behalten worden war. Als wir uns von der Herrin und ihrer schalkhaften Tochter verabschiedet hatten und das Haus verlassen wollten, gewahrte ich im Korridor noch ein

Zimmer, in das uns die Negerskabinen nur widerstrebend einließen. Auf einer teppichüberdeckten Matratze in der Mitte des Raumes saß ein maurisches Mädchen von etwa zwölf Jahren in nachlässiger Stellung, umgeben von drei anderen, die auf Besuch gekommen waren und mit ihr schwatzten. Als uns die Dolmetscherin auf den interessanten Zustand aufmerksam machte, in dem sie sich befand, wandte sie sich beschämt ab. Sie war die Schwester der Hausfrau und erst seit einem Jahre vermählt. Ihr nahe befand sich ein messingenes Kohlenbeden, an dem sie sich wärmte. Sonst war nichts vorhanden, um das Gemach behaglicher zu machen. Ich wünschte, ich hätte ihr einen amerikanischen Schaukelstuhl geben können, das arme Ding sah ganz danach aus, als ob sie einen solchen gut brauchen könnte. Wir wünschten ihr viel Glück zu ihrer bevorstehenden Niederkunft und verließen das Haus, um auf unseren Gesellen nach dem Gesandtschaftspalais zurückzukehren.

Während des Mittes konnte ich nicht umhin, an das traurige Dasein der maurischen Damen zu denken, das uns in unseren Träumen, bevor wir es selbst kennen gelernt haben, als das non plus ultra einer behaglichen, sorgenfreien Existenz vorkam. Mit welchen Entbehrungen und Entfaltungen ist doch die Wirklichkeit verknüpft! Es überkam mich unwillkürlich ein Gefühl der Dankbarkeit und Zufriedenheit, denn ich fürchte, wir schätzen gar nicht hinreichend unser Los. Wir sind an den Luxus, mit dem unser tägliches Leben umgeben ist, so gewöhnt, daß wir ihn einfach als Notwendigkeit betrachten und nicht als besondere Vergünstigung. Ich betrachtete deshalb meinen Besuch in den Harems Tangers als eine gute Lektion und würde allen Damen, die einfach zum Vergnügen reisen, angelegentlichst empfehlen, auch Tanger in das Programm ihrer Fahrten aufzunehmen.



In Tanger: Ausgang aus dem Harem in die „untere“ Stadt.

Was soll die Jugend lesen?

Von W. Popper.

Nachdruck verboten.

Jeder Vater, der durch ernstes, wohlgeleitetes Streben sein Ziel erreicht hat, jede Mutter, die seit frühesten Jahren ein Ideal im Herzen gehegt, dem sie sich in stiller Bewunderung nachgebildet, sie werden es wohl ermessen, welche Tragweite die Frage: „Was soll man der Jugend zu lesen geben?“ für ihre Kinder hat; denn die Gedanken, die sie einst „mit fremdem Kopfe gedacht“, sind ihre eigenen geworden, das fremde Reis, das man ihnen eingepflanzt, hat ihre Früchte veredelt. Wer weiß, ob Alexander „der Große“ geworden wäre, wenn er sich nicht an Homers Heldengesängen begeistert hätte, wer weiß, ob Napoleons glühender Ehrgeiz sich nicht an Plutarchs Erzählungen entzündet hat!

Es mag wohl sein, daß mancher edle Keim zu großen Taten, zu guten Werken an Nahrungsmangel verkümmert, weil die sorgliche Hand fehlt, den Boden zu lockern, das belebende Element ihm zuzuführen. Der Vater aber, der dem Erstgeborenen seine lieben alten Klassiker in die Hände legt, seinem Zweiten die Lektüre der anregendsten Reisebeschreibungen empfiehlt, er mag die traurige Erfahrung machen, daß in dem Ersten so wenig von Schliemanns Wißbegierde rege wird, wie in dem Zweiten von Dr. Nachtigalls Forschergeist. Die Mutter, die dem Töchterchen die erbaulichen Biographien der edlen Königin Luise, der gottgegebenen Johanna Gray zu lesen giebt, sie wird es mit verwunderten Kopfschütteln beobachten, wie die Tochter diese Lieblingslektüre der Mutter beiseite legt, um sich mit glühenden Wangen, mit leuchtenden Augen in die farbenbunte Welt des ersten besten Märchenbuches zu vertiefen.

Väter und Mütter, seid nicht strenge, nicht pedantisch! Der Knabe, der in der Schule unsere guten Alten nicht lieben, sondern fürchten gelernt hat, der sein Gehirn sechs Tage in der Woche mit halbverdauten Nahrungsmitteln überfüllt hat, bedarf der leichten stimulierenden Kost; frenet auch, wenn ihr ihn über die Schwänke und Abenteuer, die er liest, lachen hört, seid zufrieden, wenn er die Bücher lieb gewinnt, sie als willkommenen Gefährten betrachtet. Gönnst der Jugend nicht bloß „Brot“, sondern auch „Spiele“; Brot ohne Spiele

wird nicht verdaut, Spiele ohne Brot verderben Leib und Seele. Sehet geduldig zu, wie euer Töchterchen alle belehrenden Aufsätze in ihren Jugendzeitschriften überschlägt, um sich an einer spannenden Erzählung, einigen klingenden Reimen zu ergötzen, denn: die Theorie ist grau. Seid nicht pedantisch, aber auch nicht indolent, nicht leichtsinnig in Bezug auf die geistigen Nahrungsmittel eurer Kinder, denn „auf des Lebens goldenem Baum“ wachsen die gefährlichen Früchte der Erkenntnis!

Die Knaben in den sogenannten Flegeljahren, die Mädchen, die sich dem Backfischalter nähern, sind oft rechte Plagegeister im Hause. Die Mutter, die Erzieherin sind froh, wenn ihre endlosen Fragen, ihre Redereien verstummen, wenn sie stundenlang still sitzen und sich ehrbar mit einem Buche beschäftigen. Und doch stiftet ein Buch oft in einer Stunde mehr Unheil, als durch jahrelange Jucht gut gemacht werden kann. Der Knabe mag sich an der stark gewürzten Kost eines Romanes verberben, das Mädchen von der überzuckerten Nahrung leichter Novellen schwach und hysterisch werden. Wer mag sie zählen, die jungen Männer, die ihren Geschmack für gute Bücher auf immer verloren? Wer mag sie zählen, jene Schwärmerinnen, die ihr Lebensglück verscherzten, weil sie in dem ihnen bestimmten Gefährten den Romanhelden, der ihnen „vorgehweht“, vermisten; jene Ueberpannerten, die ihren Beruf verfehlten, weil sie ihre göttliche Sendung in Wolfentudelsheim suchten und nicht in den stillen Forderungen des Tages; jene leichtsinnigen, oberflächlichen Zierpuppen, die durch das Lesen geist- und gehaltloser Romane unfähig geworden sind für jede ernste Beschäftigung, jede tiefere Gedankenarbeit! Es handelt sich demnach vor allem darum, was wir der Jugend nicht zu lesen geben sollen.

Fangen wir beim Kindesalter an. Wir vermeiden das trockene Belehrende, damit das Kind die Lust am Lernen nicht verliert, denn, wie Goethe sagt: „Die Jugend will lieber angeleitet als belehrt sein“. Doch verwerfen wir auch die Kost, die einzig und allein der Phantasie Nahrung giebt, ohne die Urteilskraft zu stärken, das Gemüt zu erheben. Wir thun alle Bücher in Acht und Bann, die Veranlassung geben zu träumen, statt sich in erfrischender Gedankenarbeit zu üben!

Nun aber tritt die Frage an uns heran: was soll unsere Jugend lesen? Jedem das Seine, in bester Auswahl! Dem sinnigen, kleinen Mädchen, dem endlos fragenden Bublein ein gehaltvolles Märchen oder eine schnurrige Erzählung, den aufstrebenden Schülern aber die Biographien berühmter Männer und Frauen, spannende Reisebeschreibungen, Bilder aus dem Tierleben und möglichst viele und gute naturwissenschaftliche Werke. Was ist das Kennzeichen eines guten Märchens? Wenn uns der Kopf schwindelt vor lauter Abenteuern, Entführungen, Verwandlungen, Verwirrungen, so haben wir kein echtes Märchen gelesen; wird uns aber beim Lesen eines Märchens im Kopfe klar und im Gemüte warm, so haben wir ein nahrhaftes, unverfälschtes Produkt vor uns, einerlei, in welcher Zone es gereift ist. Welches sind die besten Biographien? Jene, die ihren Helden oder ihre Heldin nicht Zug für Zug beschreiben, nicht alle Nebenumstände gewissenhaft verzeichnen, sondern alle Aufmerksamkeit auf die Hauptgestalt lenken, diese in lebensvollem Kampfe mit allen Hindernissen wachsen und erstarken lassen, sodas wir sie vor unseren Augen sich bewegen, handeln sehen, daß sie uns mitreißt zur Teilnahme, zur Tapferkeit, zum Selbstvertrauen, daß wir fühlen, so würden auch wir gehandelt haben, daß wir uns vornehmen, so werden auch wir streben, kämpfen und siegen! Und welches sind die besten Naturgeschichten? Jene, die nicht trocken, doch belehrend, nicht ermüdend, doch anregend sind, die das Gehirn nicht mit totem Kram überfüllen, sondern mit lebensvollen Bildern bereichern, die dem Leser Liebe zur Natur und Liebe zur Wissenschaft einflößen!

Die Jugendlitteratur bringt im ganzen mehr Nützliches als Schädliches hervor, wir können sie leicht übersehen und eine geeignete Auswahl treffen. Die halberwachsenen Knaben, die Böglinge der höheren Töchterchule, die von einem bleichsüchtigen Lesehunger gequält werden, der wahllos alles verschlingt, diese sind es, denen wir unser Hauptaugenmerk zuzuwenden haben. Um jene Zeit, da der Geist die Schwingen regt, um auf freier Bahn einem hohen Ziele zuzustreben oder auf dunklen Seitenpfaden auf Abwege zu geraten, müssen wir am ängstlichsten aller Eindrücke auf den empfänglichen Geist bedacht sein, und kein Eindruck ist heftiger als der, den der Dichter, der zugleich Erzieher, Seelsorger und Busenfreund ist, der uns mitlockt auf die Höhe und mitreißt in die Tiefe, hervorzubringen vermag. Die Jenseit, die wir üben, möge nicht darin bestehen, daß wir das Wort „amour“ ausstreicheln und wie weiland jene Aesthettin „tambour“ dafür setzen, daß wir Blätter überleben und Natürliches verschleiern; wir müssen versuchen, in den jungen Seelen ein ästhetisches Gefühl zu wecken, sie lehren, sich dem Schönen und Erhabenen selbstvergessen hinzugeben, wodurch sie nicht allein von schlechter Lektüre abgelenkt werden, sondern den Geschmack daran so ganz und gar verlieren, daß sie ein schales Buch bald mit Abscheu von sich weisen.

Lehret die Jugend, sich zu begeistern! Die Begeisterung ist es, die den Boden lockert, dem Keime die belebende Nahrung zuführt; es ist einerlei, ob sie sich an den Worten eines Marquis Poza, an den Taten eines Themistokles oder an den Werken eines Apostels begeistert, der Sturm, der durch die jugendliche Seele fährt, der Blitz, der sie erleuchtet, reinigt die Atmosphäre, erweckt die eigene Thätigkeit, die Lust, das Bedürfnis, sich zu bethätigen. Lehret die Jugend, zu bewundern! Das „nil admirari“ ist der Fluch unserer Zeit, die so viele unfähige Zweifler, so viele unglückliche Pessimisten erzeugt. Ohne naive Bewunderung giebt es keine Empfänglichkeit für Kunstwerke, ohne bewußte Bewunderung keine aufstrebenden Künstler. In der strengen Eiseskälte der Kritik, in der fahlen Mitternachtsbeleuchtung des Zweifels verkrüppeln die Bäume, verkümmern die Pflanzen; die Natur erschöpft sich in Individuen, die wie die schreienden Alken der Eisberge, wie die zahllosen Mückenwärme der Tundra, einen elenden Kampf kämpfen, und veramt an Arten, an Farben und Tönen.

Die Begeisterung für Schönheit und Wahrheit schützt vor krankhafter Sentimentalität, wie vor dem rohen Naturalismus, sie hält sich an den Ausspruch: „Wahre Schönheit ist schöne Wahrheit.“ In dem Sonnenlichte, das unsere Klassiker ausstrahlen, wächst der Keim eigenen Denkens, sprießt die Saat edlen Fühlens. Fürchtet nicht, daß eure Kinder weniger glücklich, weniger geeignet, das Leben zu genießen, oder weniger tüchtig, weniger geeignet, den modernen Kampf ums Dasein aufzunehmen, sein würden, wenn sie einst zur Fahne des Idealismus geschworen! Der Idealismus verleiht einen inneren Reichtum,

der den äußeren Prunk verschmätzt; er stärkt den Geist mit einem Selbstvertrauen, das wie ein undurchdringliches Schild die Pfeile der Mitsirebenden abwehrt. Es giebt noch manchen mackeren Greis, manche altmodische Frau, die sich gern dazu bekennen, Idealisten zu sein, deren Wangen erröten, deren Augen leuchten, wenn sie die Gedichte Virgils oder Grüns recitieren. In dem Greise ist mehr Feuer, in der Greisin mehr Anmut des Geistes, als in dem kraftlosen Jüngling, dem blasierten Mädchen, die es besser verstehen, philosophische Schriften zu citieren, als ein einfaches Gedicht mit Verständnis in sich aufzunehmen, mit Innigkeit wiederzugeben.

Die Bazillen, die in der geistigen Atmosphäre schweben, gleichen den Schwindsuchtkeimen, die dem Jünglingsalter am gefährlichsten werden. Dem Greise, der die frischen Märzwinde des Jahres achtundvierzig um sein Haupt wehen gefühlt, der Frau, deren Kraft zu leiden und zu lieben unter grauem Scheitel frisch geblieben, ihnen vermögen diese Krankheitserreger nichts anzuhängen; verhängnisvoll werden sie nur dem Jüngling, dessen Gehirn mehr in sich aufgenommen, als es verarbeiten konnte, der übersättigt ist, ehe sein Geist sich aufgebaut, der zu saft- und kraftlos ist, sich für Ideen zu begeistern und in der Fieberhize des Enthusiasmus alle bösen Keime auszustößen; dem altklug vorlauten Backfisch, dem die Worte „riesig, pyramidal“ so geläufig sind, und dem doch nichts riesig, nichts pyramidal genug mehr ist, um es aus tiefster Seele anzustimmen.

Deshalb gebet der Jugend die leichte, nahrhafte Kost, die ihr mundet und die sie widerstandsfähig macht; sei es nun der Milchbrei einfacher Märchen, der Honigwein klingender Reime, das Hausbrot schlichter Legenden oder späterhin der kräftigende Wein der Klassiker, die gesunde, nahrhafte Kost guter naturwissenschaftlicher Werke; nur sehet zu, daß es unverfälschte Nahrungsmittel seien. Die Bazillen werden wir nicht aus der Welt schaffen, weder aus der Luft, die wir atmen, noch aus der geistigen Atmosphäre; aber wir können Leib und Seele unserer Jugend stärken, durch „Brot und durch Spiele“ gegen alle Feinde, die sie bedrohen, und kein Heilmittel ist erfolgreicher, als die vorsorgende, weitblickende Prophylaxis.

Arztliche Flandereien.

Von Dr. med. G. Sandern.

Nachdruck verboten.

Schutz gegen ansteckende Krankheiten.

Wit verheerender Gewalt ist in diesem Sommer in die Grenzen von Deutschland eine der gefährlichsten Seuchen, die Cholera, eingebrochen, und wie gegen einen feindlichen Angriff müssen Gemeinwesen und Individuen sich gegen einen Ueberfall schützen. Ist ein solcher Schutz möglich? Das ist die erste Frage, die jedermann sich vorlegen muß. Wir sind heute in der glücklichen Lage, diese Frage bejahen zu können.

Dank den Untersuchungen des Professors Koch und seiner Schüler kennen wir den Erreger dieser wie vieler anderer Infektionskrankheiten. Wir wissen, daß die Cholera durch kleinste mikroskopisch sichtbare pflanzliche Lebewesen hervorgerufen wird, die sich im Darmkanal des Menschen ansiedeln, dort sich ins Unendliche vermehren und jene giftigen Stoffe erzeugen, welche die schweren Krankheitserscheinungen im Gefolge haben. Nur mit den Ausleerungen des Kranken gelangen sie in die Außenwelt, und sie können dann, da sie im Wasser und in den Speisen, die mit ihnen in Berührung kommen, einen günstigen Nährboden finden, auf andere Menschen sich übertragen und hier daselbe Schicksal herbeiführen.

Wie ist nun ein Schutz denkbar? Vor allem kennen wir eine Reihe von chemischen und physikalischen Agentien — Karbolsäure, Sublimat, strömenden Wasserdampf, Austrocknung, Sonnenlicht — welche die giftigen Keime abtöten. Die Luft, die früher für die Uebertragung ansteckender Krankheiten so häufig verantwortlich gemacht wurde, spielt nur selten die Rolle der Trägerin der Keime, da diese in reiner, guter Luft erfahrungsgemäß bald zu Grunde gehen. So ist es vor allem die Infektion durch Berührung, der man entgegenarbeiten und vor der man sich schützen soll! In erster Linie muß natürlich das Gemeinwesen das Seinige thun, um die ausgedehnte Krankheit nach Möglichkeit zu beschränken. Jeder Kranke ist strengstens zu isolieren, seine Ausleerungen sind mit größter Sorgfalt zu desinfizieren, damit nicht keimfähige Bakterien in das zum Trinken, Kochen, Baden, Waschen u. s. w. dienende Wasser gelangen können. Die Wäsche, die Kleidungsstücke, die Nahrungsmittel, die mit dem Kranken auch nur irgendwie in Berührung gekommen sein könnten, sind entweder zu verbrennen oder in strömendem Dampf oder mit chemischen Mitteln zu desinfizieren.

Neben dieser direkten Thätigkeit geht die indirekte: die Gesundheitspflege. Gutes, klares, unverdorbenes Trinkwasser muß in genügender Menge vorhanden sein. Es ist ein Gedanke, der die vollste Beachtung verdient, den neulich Herr von Siemens ausgesprochen hat, daß nicht nur in Zeiten von Epidemien, sondern immer das Wasser der Wasserleitungen nicht nur filtriert, sondern durch Dampf sterilisiert werden müsse, bevor es in die Leitungsröhren gelangt — eine Maßnahme, die von ganz hervorragender hygienischer Bedeutung ist und die mit verhältnismäßig geringen Mitteln auszuführen wäre. Stets sollen alle Fäkalstoffe, Abfälle u. s. w. möglichst schnell aus dem menschlichen Wohnbereich entfernt werden. Wasser, Luft und Boden müssen jederzeit sauber und rein erhalten werden.

Aber damit ist nur ein Teil der Verteidigungsarbeit gegen eine Seuche wie die Cholera geschehen. Wo der Mensch mit dem Menschen in Berührung kommt, da sind der Wege zur Ansteckung zu viel, und deshalb muß jeder auch für sich eine private Quarantäne errichten. Vor jeder Maßnahme müssen wir unsere Hände gründlich durch Seife oder durch eine andere desinfizierende Substanz, den Mund sorgfältig durch Spülen mit einem Mundwasser reinigen! Denn dadurch daß wir entwicklungsfähige Keime durch Berührung der Dinge in der Außenwelt in den Mund führen, können wir uns selbst infizieren.

Alles, was man in Zeiten einer Epidemie genießt, soll gekostet sein! Denn die Kochhize ist eines der besten Desinfektionsmittel, die wir kennen. Es gilt dies sowohl von dem Wasser, das wir trinken, wie von demjenigen, das wir zum Reinigen der Speisegeräte benötigen, es gilt auch von dem Wasser, das wir zum Waschen und Baden unseres Körpers

